

Schwäbische Heimat

Juli-September DM 9.00



1991/3

Straßenabbau im Kreis Ravensburg, 437 Meter rekultiviert

Der Runde Berg bei Bad Urach: Zeuge alamannischer Geschichte

Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen

Rulaman-Autor Weinland reiste 1857 nach Haiti

Schwäbische Heimat

42. Jahrgang
Heft 3
Juli–September 1991

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:

Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Inhalt

MARTIN BLÜMCKE Zur Sache: Eine Zukunft für den Schwäbischen Heimatbund?	193
HEINZ BARDUA Das Wappen des Landkreises Tuttlingen	194
UDO ZINDEL Wenn Asphalt dem Acker weicht: Straßenbau und Rekultivierung	195
H.-U. BAY/H.-J. KNUPFER/P. ZIMMERMANN Calw–Weil der Stadt – Ein Beispiel für die Koexistenz von Bahn und Natur	200
KARL NEIDLINGER Ernte in Oberschwaben 1949 – Bilder aus einer «anderen» Welt	211
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes Nr. 18: Das Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen	219
WILFRIED PFEFFERKORN Neues vom Kaltenstein	230
RALF BECKMANN Fotografie im ländlichen Raum – Fragen an einen Fellbacher Nachlaß	231
DIETER KAPFF Der Runde Berg bei Bad Urach – Ein Zeugenberg der alamannischen Geschichte	241
HANS BINDER «Unter der palmgedeckten Hütte des Negers» – D. F. Weinlands Reise nach Haiti im Jahre 1857	249
sh intern: Mitgliederversammlung 1991	262
Buchbesprechungen	264
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	275
sh aktuell	276

Zur Sache: Eine Zukunft für den Schwäbischen Heimatbund?

Martin Blümcke

Wohl jeder neue Vorsitzende dieses traditionsreichen Vereins nach dem letzten Krieg hat sich insgeheim die Frage gestellt, die als Überschrift über diesen Ausführungen steht. Wird es nicht immer schwieriger, erfolgreiche Initiativen und Aktivitäten zu beginnen, läßt nicht eine rückläufige Mitgliederzahl das Schlimmste, nämlich die Auflösung des Vereins, befürchten? Wie das Protokoll der diesjährigen Mitgliederversammlung belegt (vgl. sh intern, S. 262 ff.), listete der Computer im Frühjahr 5913 Beitragszahler auf, also erstmals unter 6000.

Im Rahmen der deutschen Heimatschutzbewegung, die die Nahwelt ganzheitlich erfaßte, wurde 1909 der Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern gegründet, der sich von Anfang an dem Schutz der Natur und der gebauten Umwelt verpflichtet fühlte. Ehrenamtlich haben seitdem viele der besten Köpfe des Landes für diese Ziele gestritten, in Vorträgen und Führungen, in Aufsätzen in den Jahrbüchern und in dieser Zeitschrift sowie in Eingaben und Resolutionen. Durch ihren Beitrag und ihre Spenden haben seither viele Tausende den Schwäbischen Heimatbund, wie er seit der Wiedergründung im Jahre 1949 heißt, ideell und finanziell unterstützt.

Doch die Zeiten, da der Heimatbund fast allein seine Stimme in Sachen Naturschutz und kulturelles Erbe einsetzen konnte, diese Zeiten sind vorbei. In den letzten Jahrzehnten ist das Netz der Initiativen vor allem im Bereich Naturschutz und Ökologie dichter geworden, haben sich zahlreiche Heimatvereine und regionale Geschichtsvereine gebildet, die dieselben Ziele verfolgen, aber den Vorteil haben, vor Ort näher an den Problemen zu sein.

Der Schwäbische Heimatbund hat einen neuen, auf drei Jahre gewählten Vorstand, der in allen wichtigen Dingen vom Beirat unterstützt wird. Er hat einige hervorragend besetzte Ausschüsse und gut ein Dutzend Orts-, Stadt- und Regionalgruppen. Er hat zudem eine Geschäftsstelle, die nach unverschuldeten Kündigungen mit dem Maulbronner

Bürgermeister Dieter Dziellak, dem Historiker Harald Schukraft und der Reiseverkehrskauffrau Sabine Langguth exzellent vertreten ist. Auch wenn alle – außer der Geschäftsstelle – ehrenamtlich tätig sind, so muß es doch möglich sein, sich wieder stärker, aber stets sachbezogen und unpolemisch in die Debatte über die Möglichkeiten und Erfordernisse des Natur- und Denkmalschutzes ins Spiel und ins Gerede zu bringen.

In ihrem Revier können das die Ortsgruppen tun, und es ist eine der drängendsten Aufgaben, sich um die Gründung neuer Orts-, Stadt- und Regionalgruppen zu bemühen. Erfreuliche Beispiele sind die Stadtgruppe Stuttgart und die Regionalgruppe Remstal-Winnenden, hoffnungsvolle Ansätze sind andernorts zu erkennen. Es ist unser Bestreben, in allen Kreisen des einstmaligen württembergischen Landesteils präsent zu sein, in möglichst vielen Städten gegenwärtig zu sein, denn besonders das Engagement an Ort und Stelle trägt seine Früchte, bindet neue, jüngere Mitglieder.

Dabei besitzt der Schwäbische Heimatbund genügend Aktiva, die allen überörtlich zugute kommen. Da ist einmal diese Zeitschrift, deren Erscheinungsbild und deren Inhalt weithin Anklang finden. Dazu kommt in diesem Jahr noch ein Sonderheft über unsere Schutzgebiete, in dem sechzehn Naturschutzgebiete vorgestellt werden, in denen wir Grundbesitz haben, insgesamt rund 180 Hektar. Es sei daran erinnert, daß wir die Hammerschmiede Gröningen gerettet und den Kalkofen bei Untermarchtal bewahrt und museal ausgebaut haben. Darüber hinaus ist unser jährlich vergebener Denkmalschutzpreis eine begehrte und geachtete Auszeichnung. Nicht zuletzt sei auf unser Fahrtenprogramm verwiesen, das dank seiner Vielgestaltigkeit und der vorzüglichen Führungen Jahr für Jahr Bildung im besten Sinne vermittelt.

Dingliches und personelles Kapital für eine erfolgreiche Arbeit ist genügend vorhanden. Ich bin mir sicher, über die Ortsgruppen wird der Heimatbund auch für mittlere und jüngere Jahrgänge attraktiv werden, auch über das Jahr 2000 hinaus wird er eine beachtliche und beachtenswerte Kraft in Sachen Natur- und Denkmalschutz bleiben. Und eine feste Institution im württembergischen, nicht nur im schwäbischen Selbstbewußtsein, das Heimatvertriebene und Zugezogene mit einbezieht in der bewußten Hinwendung zur landschaftlichen und geschichtlichen Eigenart.

Das Titelbild zeigt die wohl spektakulärste Baustelle im Land: den neuen Alaufstieg der Autobahn A 8 Stuttgart-Ulm bei Aichelberg. Nachdem die neue Verkehrsführung fertig ist, kann die alte Trasse abgebaut werden. Näheres über Straßenbau und Rekultivierung auf den Seiten 195 ff., wo am Beispiel des Kreises Ravensburg gezeigt wird, daß es Kreistag und Landratsamt geschafft haben, von 630 Kilometer Kreisstraßen gerade 437 Meter zu rekultivieren.

Auf Bitten des Landrats stellte die Archivdirektion Stuttgart im Jahre 1959 einen ersten Gestaltungsvorschlag für das Wappen des früheren Kreises Tuttlingen zur Diskussion. Während sich dieser Vorschlag ausschließlich auf die ehemalige vorderösterreichisch-hohenbergische Präsenz im Kreisgebiet bezog und deshalb auch schon das halbe Spaichinger Speichenrad enthielt, legte der Kreisrat bei der Aussprache Wert darauf, daß auch das altwürttembergische Territorium um Tuttlingen, Neuhausen, Trossingen und den Hohenkarpfen im Kreiswappen zu berücksichtigen sei. Ein entsprechender Wappenentwurf des Kreises, der in geteiltem Schild die in der Siegel- und Wappentradition der Kreisstadt seit dem 14. Jahrhundert dominierende württembergische Hirschstange mit dem erwähnten Speichenrad unter Verwendung der Tuttlinger und Trossinger Stadtfarben Gold und Blau verbindet, fand die Zustimmung der Archivdirektion Stuttgart und wurde dem früheren Kreis Tuttlingen am 28. Februar 1961 vom Innenministerium Baden-Württemberg verliehen. Das halbe goldene Speichenrad in diesem Wappen ist übrigens nicht allein als die «redende» Wappenfigur der Stadt Spaichingen anzusehen, vielmehr repräsentiert es im Kreiswappen die Obere Herrschaft Hohenberg, deren Vorort Spaichingen einst gewesen ist. Diese Figur war nämlich schon ein Bestandteil des Wappens, das Erzherzog Sigmund von Österreich im Jahre 1482 seinen Untertanen in der genannten Herrschaft verliehen hat. Der 1973 gebildete, zum Regierungsbezirk Freiburg gehörende neue Landkreis Tuttlingen wurde um erhebliche Teile des ehemaligen Kreises Donau- eschingen sowie um Splitter der Altkreise Stockach und Sigmaringen vergrößert. Außer ehemals vorderösterreichisch-hohenbergischen und altwürttembergischen Bestandteilen umfaßt er – abgesehen von früherem geistlichem Besitz des Bistums Konstanz und verschiedener Klöster – auch vormalige Gebiete der Fürsten von Fürstenberg, der Herren von Enzberg und anderer Adelherrschaften. Dennoch beschloß der Kreistag noch im ersten Jahre des Bestehens der neuen Gebietskörperschaft die Wiederaufnahme des Wappens des früheren Kreises Tuttlingen. Die heraldische Repräsentation der im Laufe der Geschichte im Kreisgebiet vorhandenen Territorien durch weitere Figuren verbot sich wegen einer daraus resultierenden Überladung des Schildes. Man fand aber heraus, daß sich der größte Teil der neu zum Landkreis gekommenen Gebiete durch



In geteiltem Schild oben in Gold (Gelb) eine liegende schwarze Hirschstange, unten in Blau ein unterhalb vierspeichiges goldenes (gelbes) Rad.

die Grundfarben Gold und Blau des Tuttlinger Kreiswappens repräsentiert sehen kann. In denselben Farben waren nämlich auch schon die gespaltenen Wappenschilder der früheren Kreise Donau- eschingen und Stockach tingiert, die den Löwenanteil zur Vergrößerung des Landkreises Tuttlingen beigesteuert hatten.

Am 12. Oktober 1973 wurde letzterem vom Innenministerium Baden-Württemberg das Recht zur Führung des erfreulich schlichten, klaren und darüber hinaus an alte lokale heraldische Traditionen anknüpfenden Wappens verliehen.

Wenn Asphalt dem Acker weicht: Straßenbau und Rekultivierung

Udo Zindel

Auf das Thema Straßenbau sind die Bewohner von Kofeld ausgesprochen schlecht zu sprechen. Selbst hier, in einer rein ländlichen Gegend, zehn Kilometer südöstlich von Ravensburg, ist der Autoverkehr zur unerträglichen Belastung geworden. Kofeld könnte ein beschauliches Dörfchen sein, wenn da nicht der Lärm wäre, der von der nahegelegenen B 32 herüberdröhnt. Obendrein rasen morgens und abends Hunderte von Pendlern mitten durch den Ort in Richtung Bundesstraße. Fußgänger werden vom dichten Verkehr auf die Bankette gezwungen; Bürgersteige gibt es hier nicht, für Kinder kann der Weg durch den Ort lebensgefährlich sein.

*Ravensburger Rekultivierungsprogramm:
Rechnung ohne die betroffenen Bürger gemacht*

Trotzdem ist es nicht der Bau von Straßen, der die Gemüter der Kofelder erregt. Sie wehren sich gegen

die Rekultivierung, gegen den Abriß einer Straße, und sie tun das mit der gleichen Vehemenz, mit der anderswo gegen neue Straßen protestiert wird. Der Zankapfel in diesem absurd anmutenden Streit ist die Kreisstraße 7986. Dieses Stückchen Asphalt von gerade einem Kilometer Länge wurde von der Landkreisverwaltung auserkoren für ein Pilotprojekt, das im ganzen Lande Schule machen sollte: das Ravensburger Rekultivierungsprogramm. Im Kreistag hatte man einen Beschluß gefaßt, der in der Autofahrernation Deutschland geradezu revolutionär anmutet. Elf Kreisstraßen, darunter die K 7986, wurden für überflüssig erachtet, und man wollte sie der Natur zuliebe aus der Welt schaffen. Doch diese Rechnung hatte die umweltbewußte Kreisverwaltung ohne die Kofelder Bürger gemacht.

Die Kofelder bedeuten jedem Außenstehenden unmißverständlich, daß ein Teil des Fernverkehrs die alte Kreisstraße als Abkürzung zur Bundesstraße



Die Ravensburger Kreisstraße K 7986 bei Kofeld ist ein Streitpunkt. Die Familie Marschall – linkes Anwesen –, deren landwirtschaftlicher Betrieb durchschnitten wird, ist der alleinige Befürworter der Rekultivierung. Rechter Hand die Käserei Bauhofer.

benutzt. Würde das Sträßchen abgerissen, dann rollten alle Fahrzeuge, inklusive der Schwerlasten, mitten durch Kofeld, so glauben sie. Die Landwirtin Elfriede Büchele hält die Idee, die Straße abzureißen, für einen Schwabenstreich: *Andere Gmoinde macht sich Gedanken, wie man den Verkehr aus'm Dorf bringt, daß mr Umgehungen machen kann, und bei uns macht mr jetzt genau 's Gegenteil und guckt, daß mr der ganze Verkehr in d' Ortschaft reikriagt.*

Auch Martin Bauhofer, der Besitzer einer kleinen Emmentaler-Käserei nebenan, schimpft sich den Zorn von der Seele: Sein Betrieb grenzt direkt an die Hauptstraße des Ortes. Die kleine Freifläche davor müssen sich Kinder, die dort auf den Schulbus warten, mit Bauhofers Kunden teilen, die vor dem Laden parken, um Käse zu kaufen. Dazwischen werden noch die Tankwagen geleert, die täglich 20000 Liter Milch anliefern. Der Platz ist äußerst beengt, wie soll man da noch mehr Verkehr auf der Straße verkraften? *Eine Einschränkung ist gut und recht für den Umweltschutz, meint Martin Bauhofer, aber ich sehe in diesem Falle keine Einschränkung, sondern eine Mehrbelastung.*

Um die Rekultivierung der K 7986 zu verhindern, malen die Kofelder Schreckensbilder von Unfallopfern und Schwerverletzten in ihrem Dorf. Was sie gerne verschweigen, ist, daß den Autofahrern unter ihnen das alte Sträßchen durchaus gelegen kommt. Sie benutzen es als wenig befahrene, kürzere Route in Richtung Ravensburg. Martin Bauhofers Milchlaster zum Beispiel sparen bei jeder Fahrt einen Kilometer Umweg. Es ist der ewig gleiche, kaum überbrückbare Gegensatz in der Umweltpolitik: Was für die Allgemeinheit sinnvoll und wichtig ist, mag der einzelne, mit durchaus verständlichen Argumenten, unerträglich finden. In der Kreisverwaltung vermutet man freilich, daß es nicht nur sachliche Einwände sind, die die Front gegen die Rekultivierung verhärtet haben. *Viele Menschen wehren sich grundsätzlich dagegen, Veränderungen zuzulassen und sich auf neue Umstände einzustellen, meint ein Mitarbeiter des Landratsamtes.*

Konzept des Landes: für einen Kilometer Straßenneubau einen Kilometer Straße aufheben

Schon munkelt man, daß das ambitionierte Ravensburger Rekultivierungsprogramm endgültig zu scheitern droht. Dabei hatte alles mit höchst ehrenwerten Absichten begonnen: Der Ministerrat von Baden-Württemberg beschloß bereits 1985, daß alle nicht mehr benötigten Bundes- und Landesstraßen aus der Welt geschafft werden sollten. Auch den Landkreisen und Gemeinden empfahlen die Mini-

ster, ihre Straßennetze zu durchforsten und überflüssige Strecken auszumerzen. Das baden-württembergische *Gesamtkonzept Naturschutz und Landschaftspflege* zielt in dieselbe Richtung. Darin heißt es: *Künftig muß gelten: Wer aus zwingenden Gründen in empfindliche Teile der Landschaft eingreift, muß diesen Eingriff, wenn irgend möglich, in gleicher Münze ausgleichen. Ziel muß es sein, für einen Kilometer Straßenneubau einen Kilometer alte Straße aufzuheben und der Natur zurückzugeben.*

Technisch ist der Abbruch alter Straßentrassen tatsächlich kein Problem mehr. In wenigen Monaten können Bautrupps selbst mehrspurige Bundesstraßen oder Autobahnen rekultivieren, das heißt spurlos verschwinden lassen. Sie brechen die Fahrbahn auf, baggern die darunterliegenden Schotter aus, planieren Aufschüttungen und füllen Geländeeinschnitte wieder auf. Schließlich wird die einstige



Der Käser Martin Bauhofer; die Milchlasten haben Schwierigkeiten, wegen des dichten Verkehrs bei seiner Molkerei zu parken. Vor einigen Jahren wurde seine Tochter bei einem Verkehrsunfall schwer verletzt und ist bis heute behindert.

Trasse mit Gräsern, Hecken oder Bäumen begrünt, und nach ein paar Jahren ist nichts mehr davon zu ahnen. Wo man nicht ganz so weit gehen will, bietet sich der Rückbau von Straßen an. Zu großzügig geratene Strecken aus den Jahrzehnten der Auto-Euphorie können verschmälert oder gar zu Feldwegen verkleinert werden. Das ist Recycling im besten Sinne, denn was beim Abbruch alter Straßen an Schutt anfällt, können Bauunternehmen zum größten Teil wiederverwerten, inklusive der Fahrbahndecken.

An guten Gründen für die Beseitigung überflüssiger Straßen fehlt es also nicht. Die Argumente sind – im Gegenteil – so überzeugend, daß alle politischen Parteien gerne und immer wieder ihre Sympathie für solche Pläne bekunden. Die Ausdehnung des bundesdeutschen Straßennetzes sprengt mittlerweile jede Vorstellungskraft: Seine Gesamtlänge liegt bei rund 600 000 Kilometern – eine Strecke, die von der Erde zum Mond reicht und fast wieder zurück. 4000 Quadratkilometer unseres Staates sind asphaltiert. Zählt man auch Standspuren, Mittelstreifen, Böschungen und Parkplätze dazu, dann kommt man auf rund 12 000 Quadratkilometer, die dem Auto vorbehalten sind. Das entspricht einem Drittel des Landes Baden-Württemberg.

Für wildlebende Tiere und Pflanzen ist Straßenbau in diesen Dimensionen längst zur tödlichen Bedrohung geworden. Asphaltierte Fahrbahnen zerschneiden natürliche Lebensräume und werden für Eidechsen, Kröten und selbst für größere Säugetiere zu einem unüberwindlichen Hindernis. Die Mehrzahl der deutschen Naturschutzgebiete ist zu klein, so rechnen Umweltschützer vor. Sie können deshalb ihren Zweck, bedrohte Pflanzen- und Tierarten vor schädlichen Einflüssen von außen zu schützen, gar nicht erfüllen. Dennoch wird ständig mehr Landschaft verbraucht. In den achtziger Jahren beanspruchte alleine der Neubau und Ausbau von Autobahnen rund 12 000 Quadratmeter Boden pro Tag. Für innerörtliche Straßen kamen noch einmal 30 000 Quadratmeter dazu. Zusammengerechnet ist das immerhin die Fläche von 80 Einfamilienhäusern inklusive Gartengrundstücken, die Tag für Tag verlorengeht.

Straßen der Gemeinden und Kreise sowie Feld- und Waldwege größte «Landschaftsfresser»

Doch trotz spektakulärer Autobahnbauten wie der neutrassierten dreispurigen A 8 am Aichelberg sind es nicht die Bundesfernstraßen, die den Löwenanteil an Landschaft «fressen». Es sind Straßen der Gemeinden und Landkreise, mit denen neue

Wohn- und Gewerbegebiete erschlossen werden. Danach folgen gleich die Feld- und Waldwege, was so verwunderlich gar nicht ist, bei näherem Hinsehen. In staatlichen und privaten Forsten, bei der Flurbereinigung, bei landwirtschaftlichen Strukturverbesserungsprogrammen wurden Tausende von Hektar Wald- und Ackerflächen zu Verkehrswegen umfunktioniert. Eine schleichende Form des Landschaftsverbrauches, gegen die kaum jemand öffentlich protestiert.

Einerseits beanspruchen Straßen und Wege beachtliche Teile der Landschaft, andererseits wirken sie noch weit in die Umgebung. Streusalz spritzt beiderseits der Fahrbahnen bis zu 80 Meter weit, Kohlenmonoxid breitet sich in Bodennähe rund 150 Meter weit ins Umland aus, andere giftige Gase noch weiter. Am weitesten reicht der Lärm: Nach einer Untersuchung der Landesanstalt für Umweltschutz wird ein Drittel der Fläche Baden-Württembergs durch den Autoverkehr mit 50 Dezibel und mehr beschallt. Das geht auch an den Menschen nicht spurlos vorbei: Der medizinische Grenzwert für gesunden Schlaf liegt bei 35 Dezibel. Vor mehr als einem Jahrzehnt schon zog der Sachverständigenrat für Umweltfragen deshalb eine ernüchternde Bilanz: Im Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern sei wegen des Verkehrslärms höchstens ein Drittel der Landschaft noch zur Erholung geeignet.

Kein Wunder also, daß sich die Ravensburger Kreistagsabgeordneten ein großes Lob des Innenministeriums einhandelten, als sie beschlossen, elf kaum genutzte Kreissträßchen an die Natur zurückzugeben. Auch am nötigen Geld ließen sie es nicht fehlen. Eine halbe Million Mark an Steuergeldern sollte dem vierjährigen Rekultivierungsprogramm auf die Sprünge helfen. In Stuttgart hoffte man bereits auf viele Nachahmer unter den 35 Landkreisen in Baden-Württemberg. Doch zu ihrer Ernüchterung entdeckten die Ravensburger sehr bald, daß selbst bei entlegenen Sträßchen noch Anlieger und Autofahrer auftauchen, die auf genau diese Trasse nicht verzichten wollen. In kurzer Zeit garierten alle Projekte bis auf eines ins Stocken. Am höchsten schlugen die Wellen der Erregung in Kofeld. Dort fanden die Bürger schließlich noch Verbündete aus der Region in ihrem Kampf für die alte Kreisstraße: Langläufer parken im Winter zu Dutzenden an dem Straßenstückchen, denn dort beginnt eine Loipe. Die Kreisverwaltung mußte sich überzeugen lassen, daß sie den Wintersportlern zumindest einen Parkplatz anlegen müßte, wenn sie das Sträßchen aus der Welt schaffen will.

*Ravensburg: von 630 Kilometer Kreisstraßen
genau 437 Meter rekultiviert*

Wo es um persönliche Bequemlichkeit geht, zieht der Umweltschutz den kürzeren, so scheint es. *Das Maß aller Dinge ist immer noch der eigene, dicke Hintern*, so meint ein Vertreter des Landratsamtes mit einer Spur bitteren Spottes. Doch, so fügt er an, daß sie resigniert hätten, wollen Kreistag und Verwaltung noch nicht öffentlich eingestehen. Es gehe noch darum, *weiterzubaggern*, um zumindest einen Teil der Rekultivierungsprojekte durchzuziehen. Unklar ist nur, ob sich eine Strategie finden läßt, die bessere Erfolgchancen verspricht. In Meinungs-umfragen spricht sich zwar der größte Teil der Bevölkerung eindeutig für Umweltschutz aus, doch das ändert sich sehr rasch, wenn man selbst von konkreten Maßnahmen betroffen sein könnte.

Vorerst sind die Ravensburger Rekultivierungspläne auf Eis gelegt. Man habe sich eine Bedenkzeit verordnet, meint Gert Gerber, der stellvertretende Landrat. *Aber*, das betont er so deutlich, daß es schon fast trotzig klingt, *keinesfalls kann es so sein, daß wir überall dort, wo sich Widerstand regt, den Rückzug antreten. Wir beabsichtigen, allerdings mit einer etwas stärkeren Beteiligung der Öffentlichkeit und Einbeziehung der Anwohner, diese Maßnahmen durchzuführen.*

Die Zuversicht und das Engagement, mit dem die Kreistagsabgeordneten das Rekultivierungsprogramm einstimmig beschlossen hatten, ist freilich herber Ernüchterung gewichen. Gert Gerber gibt zu, daß die Rekultivierung auf absehbare Zeit bestenfalls ein Tropfen auf den heißen Stein sein wird: *In der Regel sind es kleinere Abkürzungen, kleinere Umgehungen, so daß das Volumen, auch das finanzielle Volumen, im Verhältnis zum gesamten Straßenbau sich wirklich in bescheidenen Grenzen halten wird.*

Tatsächlich wurden in den vergangenen fünfzehn Jahren in ganz Baden-Württemberg nur 450 Hektar Straßenfläche rekultiviert. In der gleichen Zeit ging sechsmal so viel Landschaft für den Aus- und Neubau von Straßen verloren. Eine erschütternde Bilanz, die noch schlechter ausfällt, wenn man sie genauer unter die Lupe nimmt: Fast alle Rekultivierungsprojekte ließen sich nämlich nur als Ausgleich für den Aus- oder Neubau von Strecken durchsetzen. Dazu zählen die Renommierprojekte im Lande: die Rekultivierung des alten Alaufstieges der A 8 am Aichelberg, die geplante restlose Beseitigung einer vier Kilometer langen Strecke der B 297 zwischen Tübingen und Kirchentellinsfurt, der Rückbau der alten B 10 im Filstal. In Baden-Württemberg gelang es nur in einem Fall – der K 7902 bei Leutkirch im Kreis Ravensburg – ein Sträßchen unabhän-



Wo der Bauer Alfons Altenried, der einen Einödhof bei Diepoldshofen umtreibt, über die Wiese läuft, verlief früher die K 7902.

gig von Neubauplänen zu beseitigen. Wo dieses Sträßchen einst verlief, weiden heute wieder Kühe. Doch gemessen an den insgesamt 630 Kilometer Kreisstraßen um Ravensburg fallen die rekultivierten 400 Meter Asphalt nicht ins Gewicht.

*Konzept des Landes ein «Papiertiger» –
politischer Wille zum Umdenken beim Straßenbau fehlt*

Die Landesregierung hat mit dem Ministerratsbeschluß von 1985 einen Papiertiger in die Welt gesetzt. Fromme Absichtserklärungen wie diese haben vor Ort, in der politischen Alltagsarbeit der Kommunen, nichts bewirkt. Eine Zeit lang konnten die zuständigen Ministerien mit werbewirksamen Pressemitteilungen brillieren, die den Anschein erweckten, als sei man entschlossen, einen Ausweg aus der fortschreitenden Zerstörung durch den Straßenbau zu suchen. Doch der politische Wille zu einer neuen Verkehrspolitik, zu einem Umdenken im Straßenbau, fehlt wie eh und je. Die geltenden Finanzierungsgesetze für den Straßenbau von Gemeinden und Kommunen – papierene Dinosaurier aus den Boomjahren des Straßenbaues – verhindern Fortschritte in Sachen Rekultivierung, und bisher denkt niemand daran, diese Gesetze zu ändern. Sie schreiben vor, daß Landkreise und Gemeinden



Die ehemalige K 7902, das einzige bisher rekultivierte Stück – Länge 437 Meter – einer Ravensburger Kreisstraße; eines von elf Projekten bei rund 630 Kilometer Kreisstraßen!

beim Neubau und Ausbau von Straßen von Bund und Land zwar finanziell gefördert werden; wenn sie sich aber dazu durchringen, überflüssige Straßen aus der Welt zu schaffen, dann tun sie dies auf eigene Kosten. Schlimmer noch: Wenn Landes- oder Bundesbehörden ein Straßenstück loswerden wollen, dann stufen sie es ab zur Kreisstraße. Findet eine fortschrittliche Kreisverwaltung ein solches Geschenk schließlich überflüssig und will sie es verschwinden lassen, dann muß der Kreis die Kosten für den Abbruch einer Straße tragen, die er nie gebaut hat.

Solange so absurde Gesetze gelten, bleibt die Diskussion um Rekultivierung Augenwischerei, meint Dieter Schenk, der Leiter der Straßenbauabteilung im Regierungspräsidium Tübingen. Er hält eine rasche Änderung der Gesetzesgrundlagen für überfällig: *Wenn jemand Müll erzeugt, dann ist er verantwortlich für die Beseitigung dieses Mülls und aller Kosten, die dadurch entstehen, und eine nicht mehr benötigte Straße ist ja letzten Endes auch Abfall, den derjenige, der ihn nicht mehr benötigt und wegwirft, eigentlich beseitigen müßte.* So wie die Dinge im Augenblick liegen, schneiden sich die Landkreise gleich doppelt ins eigene Fleisch, wenn sie eine wenig befahrene Straße beseitigen. Zum einen müssen sie für die Abbrucharbeiten aufkommen, zum anderen verlieren sie Unterhaltszuschüsse des Landes, die sich pro Kilometer Straße immerhin auf 15000 bis 18000 Mark belaufen. Da wird manch altes Sträßchen zur zusätzlichen Einnahmequelle.

Die aktuelle Verkehrspolitik läßt dem Bemühen um Rekultivierung kaum eine Chance: In den kommenden zehn Jahren will das Bundesverkehrsministerium für den Neubau und Ausbau von Straßen im vereinten Deutschland 84 Milliarden Mark ausgeben; unabhängige Verkehrsexperten schätzen die Kosten sogar auf mehrere hundert Milliarden Mark. Im Straßenbaubericht des Bonner Ministeriums heißt es unter anderem, es sei dringend erforderlich, 950 Kilometer Autobahn auf drei Spuren und 750 Kilometer auf vier Spuren zu verbreitern. An weiteren 1100 Kilometer Strecke sollen zusätzliche Fahrstreifen entstehen. Landschaftsverbrauch in diesen Dimensionen läßt sich nicht mehr ausgleichen. Norbert-Walter Borjans, der stellvertretende Vorsitzende des Verkehrsclubs der Bundesrepublik Deutschland, ist sich sicher, daß unter dem zusätzlichen Straßenbau nicht nur die Natur, sondern auch die Anlieger zu leiden haben. *Das, was wir eigentlich sehr oft in der Auseinandersetzung mit Straßenbauern hören, ist, daß dieses sogenannte Grundrecht oder fast wie ein Grundrecht behandelte Recht der freien Verkehrsmittelwahl propagiert wird. Es wird in der Tat aber immer nur propagiert, wenn es darum geht, neue Straßen durchzusetzen. Ich habe selten mitbekommen, daß es propagiert wird, wenn es darum geht, die Verbindungen mit Bussen und Bahnen zu verbessern, wenn Radwege oder Fußgängerbeziehungen sozusagen verbessert werden sollen. Also wenn man Mobilität richtig definiert, glaube ich, muß man auch zu einer anderen Bewertung dessen kommen, was an Verkehrswegen nötig ist.*

Calw–Weil der Stadt – Ein Beispiel für die Koexistenz von Bahn und Natur

H.-U. Bay/H.-J. Knupfer
P. Zimmermann

Kilometerlange Blechschlangen, Staus und Verdichtungen sind auf unseren Straßen nicht nur während der Ferienzeit und an Sonn- und Feiertagen zu beobachten, sondern sind für viele Autofahrer auf der Fahrt zum Arbeitsplatz über Autobahnen, Bundes-, Landes- und Kreisstraßen schon zum Alltag geworden. Die Aufzählung der Verkehrsbehinderungen in den Nachrichten scheint oft kein Ende nehmen zu wollen, und das sogar während ganz normaler Werkstage außerhalb der Hauptverkehrszeiten. Das Auto hat heute den Zug als Beförderungsmittel Nummer Eins um Längen überholt. Selbst der Güterverkehr wird zunehmend auf der Straße abgewickelt. Streckenüberlastungen auf den Straßen stehen Streckenstilllegungen von Bahnlinien in ohnehin «strukturschwachen Gebieten» gegenüber. Unfallbilanzen, Verkehrszählungen und Schallpegelmessungen belegen eindeutig den unumgänglichen Ausbau von Trassen, den Neubau der ersten, zweiten oder sogar dritten Ortsumgehung und/oder die Begradigung geschwungener, der Landschaft angepaßter, bisher kurviger Straßen zur Erhöhung der Verkehrssicherheit, der Geschwindigkeit und damit auch des Verkehrsflusses. Fazit: Ein hoher und ständig zunehmender Verkehr erfordert weitere Straßen zur Entlastung.

Führt das auch zur Entlastung von Natur und Umwelt? Ein neu ausgebautes, dichteres Verkehrsnetz erhöht sowohl die Lärm- als auch Schadgasimmissionen. Hoher Landschaftsverbrauch, die Zerstörung und Zerschneidung von Tier- und Pflanzenlebensräumen und Barrieren für viele Tiere und auch für die Menschen sind die Folge. Gibt es keine Alternativen? Unbeachtet bleibt bei diesem Straßenbau- und Autoboom, daß die Bahn aufgrund der geringen Nachfrage immer häufiger dazu gezwungen wird, unrentable Streckenabschnitte stillzulegen. Würde man beispielsweise einen Teil des Schwerlastverkehrs auf die Schienen verlegen, so könnte man viele stillgelegte Bahnstrecken wiederbeleben, die Umwelt entlasten, auf den Neubau oder Ausbau mancher Straße verzichten und somit zahlreiche wertvolle Tier- und Pflanzenbiotope erhalten.

*Karlsruher Bezirksstelle für Naturschutz
untersuchte zwei potentielle Schutzgebiete*

Daß Bahnlinien neben diesem Präventivschutz auch einen hohen Wert für die Natur besitzen, soll an einem Beispiel im altschwäbischen Landkreis Calw

dargestellt werden. Seit 1988 wurden dort zwischen der Großen Kreisstadt Calw und der Gemeinde Ostelsheim von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe Teile einer 1983 stillgelegten Bahnstrecke mitsamt ihrer Umgebung faunistisch und floristisch untersucht. Ziel dieser Erhebungen war die Ausweisung zweier Schutzgebiete bei Ostelsheim, Weil der Stadt sowie Grafenau-Hacksberg und Steckental – und bei Calw-Heumaden – Im Hau. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen, die Folgen der Stilllegung auf Flora und Fauna sowie die Möglichkeit der Reaktivierung der Bahnlinie unter Berücksichtigung ökologischer Aspekte werden im folgenden diskutiert.

Die zwei untersuchten Bahnabschnitte liegen auf der 1872 erstellten und seit 1983 teilweise nicht mehr betriebenen Bahnlinie Calw–Weil der Stadt im Landkreis Calw. Untersuchungsabschnitt 1 – Hacksberg und Steckental – verläuft in einer Schleife um den Hacksberg und anschließend in ca. 440 Meter über NN mehr oder weniger geradlinig zwei Kilometer in westlicher Richtung auf Ostelsheim zu. Untersuchungsabschnitt 2 – im Hau – beginnt mit ca. 450m über NN bei der Bahnbrücke in Calw-Heumaden im Gewann Im Hau und verläuft etwa 1,5 Kilometer geradlinig nach Nordosten in Richtung Althengstett.

Das Gebiet Hacksberg und Steckental zählt zur naturräumlichen Haupteinheit Obere Gäue mit der Untereinheit Würm-Heckengäu, während das Gebiet Im Hau zum Grenzbereich der Östlichen Schwarzwald-Randplatten mit der Untereinheit Enz-Nagold-Platte gehört. Auf den wellig-kuppigen Hochflächen des Hacksberges steht Oberer Muschelkalk an, der an den Hangschultern und in den Talbereichen zum Gebiet Im Hau vom Mittleren und Unteren Muschelkalk abgelöst wird.

Der Bahndamm als Lebensraum für Flora und Fauna

• Vegetationsarme und -freie Biotope

Zu diesen Lebensräumen zählen Steinriegel, Natursteinmauern, Bahndämme und Steinanhäufungen an der Bahnlinie sowie erodierte Bodenpartien. Diese besitzen aufgrund ihrer dunklen Farbe und ihrer Zusammensetzung spezifische thermische und strukturelle Bedingungen, die es einigen Tieren ermöglichen, auch in diesem Landschaftsraum zu leben. So wärmen sich zwei seltene Laufkäferarten, der Feld-Sandlaufkäfer und der Wald-Sandlaufkä-



Bahnstreckenabschnitt Ostelsheim-Weil der Stadt mit Hecken und Halbtrockenrasen.

fer, an heißen Tagen besonders an offenen, fast vegetationsfreien, wärmeabsorbierenden Bodenstellen im Halbtrockenrasen auf. Sie sind mit ihren langen, schlanken Beinen und den langgestreckten Füßen ausgezeichnet an ihre räuberische Lebensweise angepaßt. Mit sehr guten Augen erspähen sie in größerer Entfernung ihre Beute, kleine Insekten und Schnecken, und erlegen sie blitzschnell mit ihren scharf gezähnten Mandibeln. Die spezifischen, kleinklimatischen Bedingungen sind auch die Gründe für das Vorkommen zahlreicher Hautflügler wie Diebesameisen, Zwergameisen, Schmalbienen, Mauerbienen, Sandbienen und verschiedener sozialer Faltenwespen, Wegwespen und Grabwespen.

An die steinigen, anthropogen bedingten Pionierstandorte wie Mauern, Bahndämme und Schotterkörper hat sich eine besondere Fauna angepaßt. Bereits in den ersten sonnigen Frühjahrstagen nach der Schneeschmelze kann man auf sonnenexponierten Stellen mit nacktem Geröll oder Steinen die wenige Millimeter kleine Sahlbergs Dornschröcke fin-

den. Sie ist eine der wenigen Kurzfühlerschrecken, die im Herbst geschützte Bodenstellen aufsucht und dort überwintert.

Verschiedene Säugetiere, z. B. Steinmarder, Reptilien – Schlingnatter, Zauneidechse, Blindschleiche – und vor allem bestimmte Spinnenarten wie Krabbspinnen, Baldachinspinnen, seltene Wolfsspinnen und die gefährdete Plattbauchspinne lauern hier auf Beute.

● Halbtrockenrasen und Wacholderheiden am Bahndamm

In beiden Gebieten bildeten sich vorwiegend an südexponierten Hanglagen in Bereichen, die an die Bahnlinie angrenzen, und auf den kalkhaltigen, im Untergrund klüftigen und daher meist trockenen und mageren Böden durch extensive Beweidung mit Schafen oder einmaliger jährlicher Mahd Kalk-Halbtrockenrasen aus. Durch die z. T. seit über 50 Jahren unterbliebene Bewirtschaftung sind große Teile der Gebiete mit Kiefer und Schlehe stark verbuscht. Die ursprünglich dominierende Aufrechte

Trespe – Charakter- und Zeigerart für gemähte Halbtrockenrasen – wurde durch die fehlende Pflege von der Fieder-Zwenke teilweise verdrängt. Derzeit befinden sich deshalb drei verschiedene Halbtrockenrasen-Typen – gemähte, orchideenreiche Halbtrockenrasen, beweidete Halbtrockenrasen = Wacholderheiden, fiederzwenkenreiche Magerweiden –, die miteinander eng verzahnt sind und unterschiedliche Sukzessionsstadien und Übergangsgesellschaften bilden, am Bahndamm und angrenzend an die Bahnlinie. Besonders typisch für alle Ausbildungen ist die Vielfalt an blumenbunten Trockenbiotopen, die durch eine hohe Anzahl von Charakterarten gekennzeichnet sind. Dazu zählen Golddistel, Silberdistel, Stengellose Kratzdistel, Dornige Hauhechel, Knolliger Hahnenfuß, Karthäuser-Nelke, Hufeisenklee, Wundklee, Tauben-Skabiose, Skabiosen-Flockenblume und verschiedene seltene und geschützte Orchideen und Enziane.

Die arten- und blütenreichen Halbtrockenrasen mit ihren Übergangsstadien sind Nektarspender für eine große Anzahl von seltenen und typischen Insekten wie z.B. Heufalter, Zitronenfalter, Schachbrett, Kleiner Eisvogel, Kleiner Fuchs, C-Falter, Gemeines Blutströpfchen, Schmalbienen, Erdbienen, Hummeln, Bockkäfer, Rotdeckenkäfer, Kugelwanzen und Ohrzikaden. Diese und die vierzehn verschiedenen Heuschreckenarten, z.B. Heidegrashüpfer, Brauner Grashüpfer, Westliche Beißschrecke, Kurzflügelige Schwertschrecke, sind Nahrungsgrundlage für einen Teil der Vögel, einiger Reptilien und Amphibien.

● Hecken und Feldgehölze

Häufigste Strauchart ist der Schwarzdorn, der zusammen mit anderen Straucharten wie z.B. Liguster, Hartriegel und Wein-Rosen wärmeliebende Liguster-Schlehengebüsche oder zusammen mit Weißdorn, Hainbuche und Brombeeren das Brombeer-Schlehengebüsch aufbaut. Die relativ hohe Dichte von beerenspendenden Heckenkomplexen ist das Hauptcharakteristikum für diesen Naturraum, für das Heckengäu.

Dieses Angebot an strauchreichen Brutbiotopen, die kleinstrukturierte Landschaft und die hohe Vielfalt an Insekten sind Gründe für die überdurchschnittlich hohe Anzahl von Brutvögeln und die hohe Dichte bei verschiedenen Vogelarten. Neuntöter, Heckenbraunelle, Grünling, Hänfling, Wacholderdrossel, Goldammer und Feldschwirl sind auf die Hecken als Brut-, Ansitz-, Balz- und Nahrungsbiotop angewiesen. Als Rastplatz ist dieses Gebiet aufgrund der Fülle und Vielfalt an Wildfrüchten ein

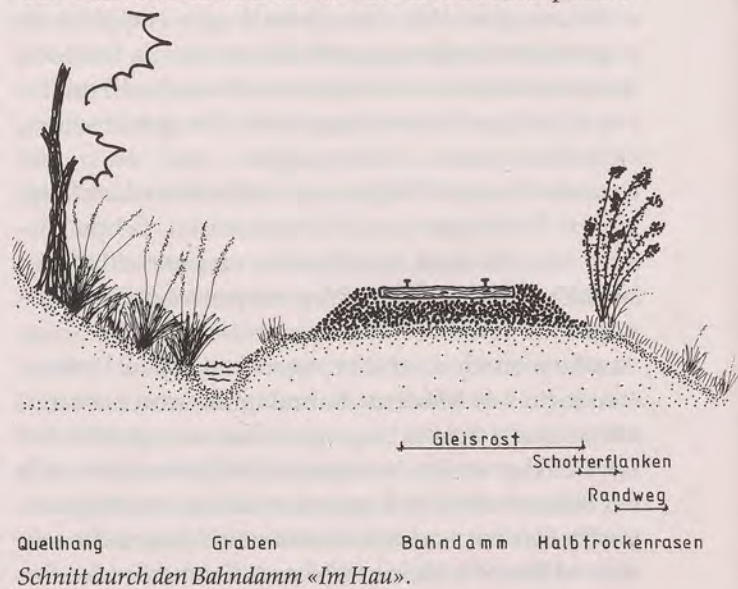
notwendiger Stützpunkt für viele Zugvögel, z.B. Kernbeißer, Goldammer. In diesem Biotoptyp kommt auch eine kleine Besonderheit der Kleinsäugerfauna vor: Die nachtaktive Haselmaus, eine gefährdete Art, lebt in den höheren Bereichen des Heckengestrüpps. Die angrenzende Schicht wird von der Zwergmaus besiedelt, die dort Samen und Früchte sammelt. In den unteren Regionen jagen in der Dämmerung Mauswiesel und Großes Wiesel nach anderen Kleinsäufern wie Mäusen.

● Kalk-Kiefernwälder

Trockene, lockere Kiefernwaldpartien liegen überwiegend in den Gewannen Im Hau, Neuland und Hacksberg. Bedingt durch Windschutz und Exposition besitzen besonders die Flächen mit lockerem Kiefernjungwuchs ein Kleinklima mit mediterranem Charakter. Viele Spinnenarten aus den Familien der Trichternetzspinnen, Springspinnen, Herbstspinnen und Kreuzspinnenartige lauern hier auf Beute. Ein drei bis vier Millimeter kleiner Spezialist unter den Springspinnen ist die Ameisenspinne, die im Aussehen und in der Bewegung einer Ameise gleicht, also Ameisenmimikry betreibt. Sie lebt monophag an Ameisenhügeln, d. h. sie frisst nur Ameisen.

● Pfeifengraswiese

Einen Sonderbiotop bilden die wechselfeuchten bis wechsellackenen Standorte, die durch jahreszeitliche Schwankungen der Wasserversorgung gekennzeichnet sind, wobei entweder die trockene (wechsellackene) oder die feuchte (wechselfeuchte) Phase überwiegt. Ein Mosaik aus trockenen, wechsellackenen, wechselfeuchten und feuchten Standorten zeichnet eine der wertvollsten Flächen der Gewanne Neuland und Im Hau am südostexponier-





Zuwachsender Bahndamm bei Calw-Heumaden. Erste Pioniergehölze sind Eschen, Bergahorn und Kiefern.

ten Hang im Einschnittsbereich der Bahnlinie aus. Hier treten inmitten einer Pfeifengraswiese einige Orchideen-Arten auf, die im gesamten Gebiet sonst nirgends anzutreffen sind. Zudem dient dieser Hang einer großen Feuersalamander-Population (ZIMMERMANN 1990) als Unterschlupf und Nahrungsbiotop.

● Quellzonen und Wassergräben

Im Gewann Im Hau liegt ein kleiner Quellaustritt, der die benachbarte Pfeifengraswiese je nach Jahreszeit mit unterschiedlich hohen Wassermengen versorgt. Im Frühjahr bildet sich ein kleines Quellrinnal mit verschiedenen Sauergräsern, Binsen und submersen Armleuchteralgen. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen Sinterbildungen, die durch das kalkhaltige Wasser entstehen. Hier wach-

sen seltene Moosarten, die im gesamten Gebiet sonst nicht zu finden sind.

Die zwei Wassergräben am Fuß des Bahndamms haben sich zu einem strukturreichen, langsam fließenden Gewässer mit Sinterbildungen, kleinsten Steinanhäufungen und lehmig-sandigen Gewässerbettpartien entwickelt. Unter größeren Sintersteinen kann man hier noch den Flußkrebbs und den Bachflohkrebbs finden. Beides Indikatoren für sauberes und sauerstoffreiches Wasser.

Problematik: Gärten, Erddeponie und Umgehungsstraße auf Bahndamm

Die Bahnlinie Calw–Weil der Stadt und deren Randzonen im Bereich der Gewanne Hacksberg, Steckental, Neuland und Im Hau werden geprägt durch eine abwechslungsreiche Struktur mit Kiefernwäldchen, Hecken, Feldgehölzen, Steinriegeln, Bahndämmen, Halbtrockenrasen und Quellbereichen. Eine vielfältige Flora und Fauna konnte sich aber nur deshalb entwickeln, weil in diesen Bereichen in Zeiten des Bahnbetriebes vor 1983 unterschiedliche Pflegemaßnahmen der Bahnverwaltung und der angrenzenden Besitzer durchgeführt wurden. Durch die partielle Aufgabe der Pflege aufgrund der Streckenstilllegung sind z.T. ökologisch hochwertige, aber instabile Übergangsstadien entstanden. So ist zur Zeit der Bahnkörper mitsamt dem Gleiskörper stellenweise mit Moosen, Gräsern, Kräutern und Gehölzen besiedelt. Das Endstadium dieser natürlichen Sukzession wäre aber ein Wald. Würde man nicht eingreifen, so ginge die Vielfalt an Strukturen und damit an Lebensräumen sowie deren Arten verloren.

Da die Strecke seit 1983 teilweise nicht mehr betrieben wird, haben sich verschiedene Gruppen für eine Umnutzung der Trasse interessiert. Ein Teil der bahndamm-nahen Flächen wurde von der Bundesbahn an Gartenfreunde verpachtet bzw. verkauft. Hier werden nun ehemalige Halbtrockenrasen mit dichten Orchideen- und Küchenschellenbeständen umgegraben und Salat sowie Tomaten gezogen. Andererseits waren schon Überlegungen im Gange, die Bahneinschnittsbereiche mit den Sinterquellen, Trockenrasen und Hecken als Erddeponie zu nutzen. Eine dritte Alternative sah man darin, die Bundesstraße 295 in den «ungenutzten» Trassenabschnitt als Umgehungsstraße für Calw-Heumaden zu verlagern. Alle drei Varianten hätten oder haben zur Folge, daß die bisher unberührten kleinen Oasen innerhalb einer stark bebauten und landwirtschaftlich genutzten Landschaft für immer verloren gingen.

Wie diese für Pflanzen, Tiere und erholungssuchende Menschen wertvollen kleinen Inseln erhalten und gleichzeitig sinnvoll vom Menschen noch als Bahntrasse genutzt werden könnten, beschreiben die nachfolgenden Abschnitte.

*Statt Abbruchkolonnen
Reaktivierung der alten Bahnlinie*

Die historische Entwicklung der Schwarzwaldbahn wurde bereits bei KNUPFER (1989) dargelegt. Wie sieht es derzeit auf der Strecke aus? Dank einer vorläufigen Abmachung, die die Demontage jeglicher Betriebsanlagen untersagt, ist der Gleiskörper im Prinzip noch vollständig und durchgehend befahrbar. Allerdings konnten bereits zweimal schon in Gang gesetzte Abbruchkolonnen buchstäblich im letzten Moment daran gehindert werden, bestimmte Teile zu entfernen. An vielen Stellen behindern nachgewachsenes Buschwerk und einige umgestürzte Bäume das Durchkommen; im schon seit 1983 unbenutzten Abschnitt Althengstett–Calw haben Baumschößlinge, Brombeersträucher und andere Pioniergehölze die Gleisanlage in eine «Grünanlage» umgewandelt. Längst wurden auch fast alle technischen Sicherungen an Bahnübergängen sowie Stellwerk und Signale in Althengstett demonstert. Von diesen zweitrangigen Veränderungen abgesehen, kann die Substanz von Ober- und Unterbau sowie der Kunstbauten (Tunnel, Brücken) jedoch als gut bis befriedigend bezeichnet werden; eine Gefahr für die Betriebssicherheit dürfte nicht bestehen.

An Baumaßnahmen beinhaltet das überarbeitete, aktuelle Konzept der Württembergischen Eisenbahn-Gesellschaft (WEG) für den Fall der Reaktivierung folgendes: schwerpunktmäßige Erneuerung des Oberbaues, der Geleise, Sanierung der beiden Tunnel; Funkeinrichtung für den Zugleitbetrieb anstatt ortsfester Signale; Bau einer Abstell- und Wartungshalle in Calw für Schienenfahrzeuge des Plan- und des Museumsbetriebs; Anlegen neuer Haltepunkte in Calw-Stadtmitte (ZOB), am Gasthaus Fuchsklinge, am Schulzentrum Althengstett sowie unter Umständen beim Ort Dätzingen. Für das schwierigste Projekt, die Verbindung des bestehenden Haltepunktes Calw an der Nagoldbahn Pforzheim–Horb mit der geplanten Station an der zwölf Meter höher liegenden Schwarzwaldbahn, hat sich nunmehr eine sehr sympathische Lösung gefunden: Die Große Kreisstadt Calw und der gleichnamige Landkreis werden einen entsprechenden Übergang für Fußgänger – mit Brücke, Treppen und Aufzug – erstellen, damit der Stadtkern und die



Die wenige Millimeter kleine Sahlbergs Dornschröcke (*Tetrix tenuicornis*) zählt zu unseren kleinsten Heuschrecken.



Oben: Nur extrem trockene und sonnenexponierte Hänge besiedelt der Heidegrashüpfer (*Stenobothrus lineatus*).

Unten: Der geschützte Wald-Sandlaufkäfer (*Cicindella silvicolica*) ernährt sich von kleinen Insekten, die er auch z. T. im Flug fängt.





Besonders im Herbst sieht man an den sonnenbeschienenen Bahnböschungen den zitronengelben Heufalter (*Colias australis*).



Oben: Der Flusskrebs lebt im Gebiet «Im Hau» tagsüber unter Steinen und Sinterblöcken im kalten Quellwasser der Gräben.
Unten: Den Quellhang «Im Hau» besiedelt eine über fünfzigköpfige Feuersalamander-Population.



östlichen Stadtteile um das Krankenhaus besser miteinander verbunden sind.

Bei der Sanierung der denkmalgeschützten Gebäude, Brücken und Tunnel würden Techniken eingesetzt, die Erscheinungsbild und Denkmalwert nicht beeinträchtigen. Für die Calwer Fahrzeughalle ist zumindest auf den sichtbaren Seiten eine Bauweise denkbar, die der des einstigen Ziegelfachwerk-Lokschuppens entspricht und sich damit in bester Weise in das Bahnhofsensemble einfügen könnte. Beschlossene Sache ist der Verkauf des Hebelstellwerks I an die Stadt Calw und die anschließende Renovierung durch den Verein zur Erhaltung der Württembergischen Schwarzwaldbahn e.V. (WSB).

Im geplanten Betriebskonzept ist ein stündlicher Taktverkehr auf der Schiene, der durch einen 30 Minuten versetzten Busbetrieb im Stundentakt ergänzt wird. Damit erhält jeder der Weil der Stadt von Stuttgart her erreichenden S-Bahn-Züge einen Anschluß; gleichzeitig wird in optimaler Weise die Verbindung Weil der Stadt–Calw hergestellt, da die Busse die nicht von der Schiene berührten Orte anfahren. Der Bahnbetrieb wäre mit zwei modernen Triebwagen zu bewältigen; solche hat die WEG für ihre Strohgäubahn im Rahmen einer Sammelbestellung schon geordert. Da man dort auch mit der Renovierung alter Fahrzeuge beste Erfolge vorweisen kann, stünde in jedem Fall rechtzeitig ein passabler Fahrpark bereit.

*Ein zukunftsorientiertes Konzept:
Der Landkreis Calw gründet Verkehrsgesellschaft*

Im Gegensatz zur bisherigen Praktik bei den Privatbahnen, bei der diese ihre Infrastruktur – Gleise und bauliche Ausrüstung – selbst finanzieren müssen, soll bei der Schwarzwaldbahn erstmalig ein zukunftsträchtiges Konzept verwirklicht werden. Der Landkreis Calw gründet eine Verkehrsgesellschaft, von der die beteiligten Unternehmen – WEG, die Bundesbahntochter Regionalbus Stuttgart (RBS) und eine private Busfirma – beauftragt werden, die festgelegte Verbindung mit ihren Fahrzeugen gegen Entgelt zu betreiben. Abmangel und Überschüsse der Betreiber wären gegenseitig zu verrechnen; der Kreis als Auftraggeber hätte entstehende Defizite zu übernehmen. Im Falle der Schwarzwaldbahn wird diese Unterdeckung auf maximal 270300 DM pro Jahr eingeschätzt; ein äußerst bescheidener Betrag, würde man die Belastung monetär erfassen, die der Bahnbetrieb der Umwelt erspart.

Wie Finanzierung und Entscheidungsablauf im einzelnen erfolgen, ist nicht ganz einfach nachzuvoll-

ziehen: Zunächst mußte von den Kreisen Calw und Böblingen die Bereitschaft vorliegen, überhaupt das Projekt der Wiederbelebung der Bahnstrecke in die Hand zu nehmen. Daraufhin sagte auch das Innenministerium Baden-Württemberg seine Unterstützung zu. So ausgerüstet, konnten beim Bundesverkehrsministerium nunmehr die Förderanträge auf Bezuschussung nach dem Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz (GVFG) gestellt werden. Das GVFG erlaubt Bund und Land, bis zu 85% der Kosten zu übernehmen, die beim Neubau von Verkehrswegen und -anlagen anfallen, auch für *nichtbundeseigene Eisenbahnen, soweit sie dem öffentlichen Personennahverkehr dienen, in Verdichtungsräumen oder den zugehörigen Randgebieten liegen und auf besonderem Bahnkörper geführt werden*. Alles Kriterien, die auf die Schwarzwaldbahn ohne Zweifel zutreffen. Allerdings besteht die Strecke bereits und bedarf «lediglich» einer partiellen Erneuerung; um einen Neubau als solchen handelt es sich nicht. Doch könnte es sicherlich in niemandes Interesse liegen, die noch brauchbare Ausstattung abzubauen und zu zerstören, nur um dadurch die gesetzliche Grundlage zu erfüllen. Wer Schienenfahrzeuge beschafft, kann – im Gegensatz zu Linienbussen – nicht auf einen Zuschuß hoffen. Hier sind also die Kreise selbst gefordert: Calw und Böblingen haben vor bzw. so beschlossen, die Mittel von ca. 2,0 Mio. DM für je zwei bzw. drei Triebwagen in ihre Haushalte einzuplanen. Die Böblingen wollen damit auf ihrer Schönbuchbahn Böblingen–Dettenhausen fahren, die ein ähnliches Schicksal hat wie Calw–Weil der Stadt. Bis die Mittel für Fahrzeugbeschaffung und für die Übernahme der Betriebszuschüsse endgültig bewilligt werden können, bedarf es wiederum der Zusage aus Bonn und Stuttgart, den Löwenanteil der sonstigen Aufwendungen zu übernehmen.

Privates Engagement der Schwarzwaldbahn kommt auch der Schönbuchbahn zugute

Basis dieser Aktivitäten war jedoch die Gründung und das Wirken des Vereins zur Erhaltung der Württembergischen Schwarzwaldbahn (WSB), der mithilfe, die vielerorts verborgen vorhandene Zuneigung zur Schiene in aktives Engagement zu verwandeln. Die angelaufenen Bemühungen um die Calwer Bahn waren das Signal für Böblingen, sich um die Schönbuchbahn zu kümmern, und inzwischen werden beide Vorhaben in gleichem Maße verfolgt. Selbst bei der anfangs sich reserviert gebenden Stadt Calw hat man sich wohl zu der Ansicht durchgerungen, daß da eigentlich etwas Gutes «von oben» kommt.



Oben: Sintergebilde am Quellhang mit seltenen Moosen.

Unten: Die völlig harmlose und seltene Schlingnatter (*Coronella austriaca*) ist auf vegetationsfreie, sonnenexponierte Steinriegel oder den Schotterkörper der Bahnböschung angewiesen. Hier lauert sie auf kleine Mäuse oder Eidechsen.



Was alles an praktischen Ideen außerhalb des Alltagsbetriebs hat man sich für die Schwarzwaldbahn ausgedacht? Die Ulmer Eisenbahnfreunde (UEF) e. V. und die Gesellschaft zur Erhaltung von Schienenfahrzeugen (GES) e. V., zwei landesweit tätige Vereine, sollen an Wochenenden mit historischen Dampfzügen die Strecke beleben. Nach Möglichkeit sollen durchgehende Ausflugszüge Stuttgart–Bad Liebenzell gefahren werden, gemäß dem Satzungsauftrag des WSB, die umweltfreundliche Schiene zu fördern, wobei als «Zugpferd» bis Weil der Stadt die historische Elektrolok E 44002 zur Verfügung stünde. Für diese im Stuttgarter Bahnbetriebswerk am Rosenstein stationierte Maschine sucht deren Obmannschaft, die Arbeitsgruppe «E 44002» des Bundesbahn-Sozialwerks, schon lange nach einer regelmäßigen Einsatzgelegenheit.

Auch für den modernen Triebwagenverkehr gibt es längerfristig weitere Möglichkeiten. Die Spitze der Stuttgarter Bundesbahndirektion mag so nebenstrecken-feindlich eingestellt sein, wie sie will, dem Bedürfnis nach einer Reisezugverbindung auf der Strecke Böblingen–Renningen anstatt einer Zumutung des Busverkehrs wird sie sich nicht mehr allzulange widersetzen können. An der Notwendigkeit gibt es keine Zweifel. Das öffentlich diskutierte Projekt durchgehender WEG-Züge Dettenhausen – Böblingen – Renningen(-Leonberg) würde nämlich auch den Einsatz direkter Züge Calw–Böblingen ermöglichen, vorausgesetzt, man setzte die fehlende direkte, kurze Gleisverbindung – «Renninger Kurve» – ein.

Was aber, wenn die Bundeszuschüsse für Schwarzwald- und Schönbuchbahn nur in ungenügender Höhe oder unwahrscheinlicherweise gar nicht fließen sollten? Dann wäre die gesamte jahrelange Vorarbeit – Gutachten, Beratungen, Ausarbeitungen – der privaten und öffentlichen Stellen umsonst gewesen; ein perfekt vorbereitetes und nur auf den Tag X wartendes Konzept würde Makulatur. Hinfällig ist der Anlaß, aus dem dies alles geschieht, freilich nicht, im Gegenteil: Täglich erreichen uns neue Hiobsbotschaften vom Hinsiechen der Natur, verursacht vorwiegend durch eine in ihrem Ausmaß allen Regeln der Vernunft und Sparsamkeit widersprechende Inanspruchnahme des Autos; täglich nähert sich das Geschehen auf den Straßen mehr dem Kollaps. Binnen kurzem würden die beiden Bahnen mit Sicherheit erneut Gegenstand der Diskussion sein. Vor allem aber stehen mit der Erms-tal-, der Wieslauftal- und der Ammertalbahn – nur als Beispiele – die nächsten Kandidaten bereits vor der Tür, für deren Rettung sich seit Jahren ein harter Kern unverbesserlicher Optimisten einsetzt. In al-



Eine Orchidee der wechselfeuchten Zonen ist die Wohlriechende Händelwurz (Gymnadenia odoratissima).

len übrigen Bundesländern, auch den neuen, hat die Schiene eine ähnliche Lobby. Schon daher anbieten wir der Schwarzwaldbahn mit all ihren Technik-, Kultur- und Naturdenkmalen und ihren künftigen Benutzern den alten Gruß der Eisenbahner: Glück zu!

Streckenunterhalt: Infrarotlicht zerstört Zellstruktur, ist aber teurer als Herbizide

Bis 1983 wurden verschiedene Pflegemaßnahmen im Bereich der Bahnlinie Calw–Weil der Stadt durchgeführt. Die Streckengleise behandelte man mit total und selektiv wirkenden Herbiziden; wobei nur die Randwege und die Schotterflanken einmal jährlich wegen des seitlichen starken Vegeta-



Einschnittsbereich «Im Hau» bei Calw-Heumaden mit Wacholderheiden, Halbtrockenrasen, Quellhang und Hecken.

tionswachstums besprüht wurden. Die Gleisbettung zwischen Schienen und Schwellen spritzte man nur nach Bedarf. Der mit Gräsern und Kräutern bewachsene Bahndamm – Halbtrockenrasen, Wiese – wurde alle ein bis zwei Jahre zur Hemmung von Gehölzaufwuchs gemäht. Gehölzpflegemaßnahmen wie das Verjüngen der Hecken oder die Entfernung von Großgehölzen wurden nach Bedarf – zur Gewährung der Verkehrssicherheit – durchgeführt. Da die Württembergische Schwarzwaldbahn zwischen Calw und Weil der Stadt auf 4 bis 5 km Länge sogar durch zwei Gebiete mit Naturschutzcharakter führt und sich in diesen Bereichen nach der Teilstillegung der Bahnlinie eine ökologisch hochwertige Flora und Fauna entwickeln konnte, sind dort spezifische, naturschonende Maßnahmen zur Pflege und Unterhaltung vom zukünftigen Betreiber der Strecke zu erwarten.

Vor der Inbetriebnahme der Strecke muß der Schotterkörper von der Biomasse befreit werden. Dies ist

ohne Herbizideinsatz nur durch einen Austausch des Materials möglich. Dieselbe behutsame Behandlung muß im Bereich der Schichtquellen des Ziegelbaches erfolgen. Hier ist auch beim Wiedereinbau der Schwellen ein Austausch der mit Teer getränkten Schwellen durch Betonschwellen zu empfehlen. In den ökologisch hochwertigen Bereichen Im Hau und Hacksberg und Steckental kann der Abraum aus Humus, Sand, Kleinschotter und Pflanzenteilen nicht seitwärts am Bahndamm abgelagert werden. Bäume und Sträucher sind zur Profilverhaltung nur außerhalb der Brut- und Vegetationszeit zu entfernen. In dieser Phase sollten auch für den Naturschutz notwendige Pflegemaßnahmen vorgenommen werden.

Der bisherige Einsatz von Herbiziden auf Gleisrost, Schotterflanke und Randweg muß unterbleiben. Da dies im Bereich der DB Stuttgart in den Wasserschutzzonen I bis III schon seit 1985 untersagt ist, ist diese Einschränkung in Schutzgebieten ebenfalls

zumutbar. Außer der chemischen Aufwuchsbekämpfung sind von der Bundesbahn mechanische Geräte und thermische Verfahren untersucht worden; sie haben sich in der Praxis nach Aussagen der DB nicht bewährt. Beim manuellen Verfahren bleiben zu viele Pflanzenwurzeln und verrottendes Material im Gleisbereich zurück.

Welche naturschonenden Maßnahmen sind bei einer Reaktivierung der Strecke Calw–Weil der Stadt dann möglich? Anstelle der chemischen Behandlung wäre in der Folgezeit eine Aufwuchsbekämpfung mit Infrarotgeräten möglich. Diese Technik wird z. Zt. bei der 1. Deutschen Museumsbahn in Bruchhausen-Vilsen und den Straßenbahnbetrieben in Kassel und Augsburg versuchsweise angewendet. Mittels Propangas wird ein Infrarotlicht erzeugt. Dieses zerstört die Zellstruktur der Pflanzen bzw. des Samens, ohne diese selbst zu verbrennen.



Bei mehrmaliger Anwendung stirbt selbst der Wurzelabschnitt ab.

Wie bei vollständig erneuerten Streckenabschnitten die vorbeugende Behandlung sich langfristig auswirkt und ob auch Tiere damit gefährdet werden, kann noch nicht abschließend gesagt werden. Bei der DB Hannover wurde im Sommer 1990 ebenfalls das Infrarotverfahren erprobt; es wird 1991 mit erheblicher Arbeitsbeschleunigung wiederholt (AHLERT 1990). Eine abschließende Bewertung über den wirtschaftlichen Einsatz kann erst nach mehrjähriger Beobachtung der Versuchs- und Weiterentwicklungsphase vorgenommen werden. Nach einem 1989 vorliegenden Kostenvergleich der Kasseler Verkehrsgesellschaft ist das Infrarotverfahren um ca. 40% teurer als das Herbizidverfahren. Für die Folgepflege des Bahndammes – Mahd des Halbtrockenrasens mit Orchideenbeständen – bietet sich der sachkundige Einsatz von freiwilligen Helfern aus Schulen, Natur- und Umweltschutzgruppen an.

Es zeigt sich deutlich, daß Umweltmaßnahmen nicht kostenlos durchzuführen sind. Diese Kosten stehen aber in keinem Verhältnis zu den Schäden, die durch umweltfeindliche Maßnahmen verursacht werden.

Die Bahn greift durch ihren Betrieb kaum in eines der geplanten Schutzgebiete ein. Sie ist, verglichen mit der Straße, der weitaus umweltfreundlichere Verkehrsweg. Es kommt jetzt darauf an, auf den Straßen den Individualverkehr durch eine Erhöhung der Attraktivität des öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV) zu verringern, um dadurch eine Entlastung und Schonung der Umwelt zu erreichen.

Bei diesem Vorhaben dürfte der größte Aktivposten für die Umwelt sein, daß durch Information und Ausbildung vor Ort Menschen aller Altersgruppen



Oben: Die nachtaktive Haselmaus (*Muscardinus avellanarius*) ernährt sich von Nüssen und Früchten der Hecken.

Links: Erster Frühlingbote der trockenen Bahnböschung, die gefährdete Küchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*).



Infrarotgerät der Deutschen Bundesbahn im Einsatz zur Aufwuchsbekämpfung.

ihre Kenntnisse und Erfahrungen über und mit der Natur und Umwelt wieder auffrischen, ergänzen und im praktischen Umgang in der Natur anwenden. Wer hätte nicht Lust, sich zu bereichern – anstatt auf Kosten der Natur durch Kosten der Natur?

Literatur

Ahlert, Peter: Infrarot hält Schienen frei. – Die Bundesbahn informiert (10), Stuttgart 1990.

Aschpalt, Martin: Deutsche Bundesbahn-Nebenbahnstrecke Weil der Stadt–Calw. Unveröffentlichtes Gutachten im Auftrag des Landratsamtes Calw, 42 S.; Stuttgart 1988.

Beck, Matthias und Zimmermann, Peter: Vegetationskundliche Untersuchungen im geplanten Naturschutzgebiet «Hacksberg und Steckental». Unveröff. Untersuchung, Karlsruhe 1985/1988.

Beinhauer, Manfred: Wildwuchsbekämpfung bei offenem Oberbau mittels Infrarotverfahren. Verkehr und Technik (3): 85–87 Kassel, 1989.

Bundesbahndirektion Stuttgart: Chemische Aufwuchsbekämpfung bei der Deutschen Bundesbahn. Informationskatalog der DB, Stuttgart 1985.

Knupfer, Hans-Joachim: Zwischen Agonie und Euphorie – Die Württembergische Schwarzwaldbahn. In: Schwäbische Heimat 1989/3.

Landesanstalt für Ökologie (LÖLF): Schützt die Straßen und Wegränder. Düsseldorf 1982.

Ullmann, Isolde und Heindl, Bärbel: Ersatzbiotop Straßenrand – Möglichkeiten und Grenzen des Schutzes von basiphilen Trockenrasen an Straßenböschungen. Berichte der ANL (10), München 1986.

WSB: Calw und die Württembergische Schwarzwaldbahn. Broschüre des Vereins zur Erhaltung der Württembergischen Schwarzwaldbahn (WSB), Calw 1988.

Wolf, Matthias: Untersuchungen zur Tier- und Pflanzenwelt auf der Gemarkung Ostelsheim. Unveröff. Gutachten, Tübingen 1987.

Zimmermann, Peter: Untersuchungen zur Flora und Fauna des geplanten flächenhaften Naturdenkmals «Im Hau». Unveröff. Gutachten, Karlsruhe 1989.

Zimmermann, Peter: Amphibien und Reptilien im Landkreis Calw. In: Der Landkreis Calw – Ein Jahrbuch (8): 115–141, Calw 1990.



Oben: Die seltene Sumpf-Stendelwurz (*Epipactis palustris*) wächst vorzugsweise in Binsensümpfen und Pfeifengrasbeständen.

Unten: Junge Zwergmäuse (*Micromys minutus*) beim Sonnenbaden am Rande einer Hecke.



Ernte in Oberschwaben 1949 – Bilder aus einer «anderen» Welt

Karl Neidlinger

Gut 40 Jahre erst ist es her, daß die folgenden Bilder entstanden sind. Diese relativ kurze Zeit muß man sich immer wieder vergegenwärtigen, gerade jetzt, da wieder die Mährescher unterwegs sind und die Fluren nach und nach leerräumen; dann kann man die Größe und das Tempo der Veränderungen am ehesten erfassen, die seither die Landwirtschaft und überhaupt das dörfliche Leben umgestürzt haben – und immer noch umstürzen. Denn ein Ende des ländlichen Strukturwandels ist ja bis heute nicht in Sicht, eher das Gegenteil.

Die Fotografin der Bilder, die heute 75jährige Gertraud Jockisch, lebt seit mehr als drei Jahrzehnten in Bodelshausen bei Hechingen. Aufgenommen wurden sie im Sommer 1949 ganz woanders: im nördlichen Oberschwaben, genauer in Hüttisheim, Alb-Donau-Kreis, wo die Fotografin von 1945 bis 1956 lebte. Im Altenteil des kleinbäuerlichen Anwesens von Josef Beck, heute Hauptstraße 60, konnte ihr erster Mann, der Zahnarzt Humbert Baumann, nach Kriegsende unter primitivsten Bedingungen eine Zahnarztpraxis eröffnen. Nach seinem frühzeitigen Tod wurde die Praxis seit 1949 von ihrem zweiten Mann, dem Zahnarzt Paul Jockisch, bis zum Wegzug der Familie weitergeführt.

Fotosammlungen und Bildbände, die die Vergangenheit anschaulich wieder aufleben lassen, gibt es mittlerweile ja zuhauf. Daß dabei aber so vollständig und unmittelbar ein Stück harte Arbeitswirklichkeit deutlich wird wie auf den Erntefotos von Gertraud Jockisch, ist eher die Ausnahme. Denn fotografiert wurde damals wie heute ja eher das Besondere, das nicht Alltägliche; der Fotograf wurde für die Höhepunkte des Lebens bestellt und nicht, um die Sorge für das tägliche Brot festzuhalten. Der Ernteablauf, wie ihn die folgenden Bilder zeigen, hat sich jahrhundertlang im wesentlichen unverändert so abgespielt, und heute kann man sich das kaum mehr vorstellen. Gerade das macht diese Fotos so wertvoll.

Mahd – Garbenbinden – Aufstellen der Garben

Schade, daß man nirgends sieht, wer hier die Sense schwingt, war ungefähr der erste Gedanke des Verfassers, als er die Abzüge der ursprünglich nur in Negativen vorliegenden Fotoserie erstmals ordnete und zum Thema Mähen kein weiteres Bild mehr fand. Des Rätsels Lösung ergab sich erst nach und nach: Die Bilder entstanden vermutlich alle an ei-

nem oder höchstens an zwei Tagen – die Fotografin hat daran keine Erinnerung mehr –, wohl zu einem relativ späten Zeitpunkt der Ernte. Um trotzdem eine vollständige Dokumentation zusammenzubringen – das scheint von Anfang an die Absicht gewesen zu sein –, fotografierte Gertraud Jockisch auf mehreren Äckern, auf denen noch die verschiedenartigen Arbeiten in Gang waren.

Der auf Bild 1 abgebildete Acker liegt im Gewann *Stöcklesäcker* – im Hintergrund erkennt man die Hüttisheimer Ziegelei Dornacher – und wurde gar nicht mehr von Hand gemäht. Die gleichmäßige Stoppelhöhe und die Lage des Mähguts in sehr gleichförmigen *Böckle*, so hießen die Häufchen, zeigen, daß hier mit einem *Ableger* gemäht wurde. Das waren pferdegezogene Mähmaschinen mit einer hinter dem Messerbalken montierten Ablagefläche, auf der die abgeschnittenen Halme gesammelt und erst dann automatisch abgelegt wurden, wenn die für ein *Böckle* notwendige Menge beisammen war. Zwei Arbeitsgänge, das Mähen und das Wegsammeln, waren hier also schon mechanisiert. Nur wenige größere Bauern besaßen 1949 einen solchen Ableger, die anderen mähten nach wie vor von Hand oder höch-



Bild 1: Getreidemahd. Hier schon mit einer pferdegezogenen Mähmaschine, die bereits zwei Arbeitsgänge, das Mähen und das Wegsammeln, mechanisierte.



Bild 7: Gabeln und Laden der trockenen Garben. Dieses Foto aus der Serie von Gertraud Jockisch ist außer der Reihe vorgezogen worden, weil es so etwas wie den Inbegriff der Getreideernte in früherer Zeit darstellt.

stens mit der Grasmähmaschine. Beide Maschinen waren sowieso nur einsetzbar, wenn das Getreide auf dem ganzen Acker noch stand. Hatte es ein Gewitterregen vor dem Mähen niedergelegt, dann war nach wie vor nur die Sense bzw. der Haberreden einsetzbar.

Auf diesem von Hand gemähten Acker, vermutlich im Gewann *Horn* gelegen, sind auf den Bildern 2 und 3 die Schnitterinnen und der zwölfjährige Alfred Beck gerade dabei, jeweils ein *Böckle* zu einer Garbe zusammenzubinden. Die dabei angewandte Methode mutet ein bißchen archaisch an: Eine Handvoll Halme wurde als Band um den Rest des Böckles geschlungen und dann verknotet. Dies ergab relativ dünne Garben und wurde bei Roggen und Weizen praktiziert. Anschließend wurden die Garben dann zum Trocknen zu Häuschen zusammengestellt.

Häufiger ging man jedoch anders vor: Sommergetreide – Gerste, Hafer – ließ man generell ungebunden am Boden liegend trocknen. Man mußte dazu die Böckle je nach Witterung zwei- bis dreimal mit dem *Bockrechen* wenden. Dann wurden, unmittelbar vor dem Einführen, zwei bis drei Böckle mit im Winter vorgefertigten Strohbandern aus Hafer- oder Roggenstroh zu einer wesentlich dickeren Garbe, als auf dem Bild erkennbar, zusammengebunden. So verfuhr man auch beim Dinkel, den man im unreifen Zustand mähen mußte – *Kora* (Korn = Dinkel) *grea* und *Weiza geal*, *geit a scheas Mehl* – und der ebenso wie Hafer – *Haber ka ma vergesse* – bis zu zwei Wochen liegend auf dem Acker getrocknet wurde. Wenn dann eine Schlechtwetterperiode dazwischenkam, dann konnte die Zahl der Wendedurchgänge, bei denen man vorsichtig arbeiten mußte, um die Ähren nicht abzubrechen, mitunter alp-

traumhafte Züge annehmen: Zehnmal, so blieb es der Großmutter des Verfassers zeitlebens als «Rekord» in Erinnerung, mußte sie während des Ersten Weltkrieges ein elf Morgen großes Gerstenfeld wenden, bis es endlich gebunden werden konnte. Roggen und Weizen wurden meist nach dem Mähen gleich gebunden und dann zu Häuschen aufgestellt. Bei genauerem Hinsehen bemerkt man Unterschiede in der Art des Bindens: Die Roggengarben sind so wie auf den Bildern 2 und 3 entstanden, der Weizen dagegen wurde schon von einem Bindemä-

her gemäht und gebunden. Die dünne Sisalschnur und die höheren Stoppeln verraten dies. Der Bindemäher war eine Weiterentwicklung des Ablegers; er automatisierte nach Mähen und Ablegen den nächsten Arbeitsgang, eben das Binden. Weil er von drei Pferden gezogen werden mußte, besaß 1949 erst ein Bauer in Hüttisheim einen solchen Bindemäher. Zehn Jahre später mähte und band jedoch so gut wie niemand mehr im Dorf von Hand. Eine Schlechtwetterperiode konnte bei dieser Art

Bild 2: Garbenbinden. Die Schnitterinnen und ein zwölfjähriger Bub sind dabei, jeweils ein «Böckle» zu einer Garbe zusammenzubinden. Vor allem Roggen und Weizen wurden so zu relativ dünnen Garben gebunden, die dann zu Häuschen zusammengestellt wurden.



Bild 3: Garbenbinden in altertümlicher Art: Eine Handvoll Halme wird um das «Böckle» geschlungen und verknotet. Gerste und Hafer ließ man am Boden liegen und so trocken werden. Unmittelbar vor dem Einführen wurden dann Gerste und Hafer zu dicken Garben gebunden.





Bild 4: Garbenhäuschen mit Roggen. Die Garben sind so gebunden worden, wie man es auf den Bildern 2 und 3 sehen kann.



Bild 5: Garbenhäuschen mit Weizen. Diese Garben sind bereits, wie die dünne Sisalschnur und die höheren Stoppeln verraten, von einem Bindemäher gemäht und gebunden. 1949 hatte ein Bauer in Hüttisheim einen solchen Bindemäher, der von drei Pferden gezogen werden mußte.

des Trocknens fast noch mehr Schaden anrichten, weil die Häuschen langsamer abtrockneten als lose auf dem Boden liegendes Getreide. Die Körner begannen dann am Halm auszuwachsen, und die Häuschen mußten umgestellt werden.

*Aufladen – Zusammenrechen –
Einführen – Abladen*

Vom Gewinn *Stöcklesäcker*, wo Gertraud Jockisch das Aufladen fotografierte, geht der Blick auf Bild 6 über das Dorf hinweg zur Hüttisheimer Pfarrkirche

St. Michael. Den Vordergrund des Bildes, bis hin zum obstbaumgesäumten ehemaligen Dorfrand, nimmt heute die Käppeles-Siedlung ein, ein Neubaugebiet, mit dessen Erschließung Anfang der 70er Jahre begonnen wurde. Mit dem unbespannten Wagen neben dem Weg ist der Besitzer des Nachbargrundstücks herausgefahren, um zu ackern. Noch auf dem Weg zur Arbeit sind die beiden Frauen; wiederum etwas, was man inzwischen vollkommen vergessen hat: Wenn nicht zufällig ein Fuhrwerk dorthin unterwegs war, mußten auch die entferntesten Wiesen und Äcker zu Fuß erreicht werden.



Bild 6 und 8: Aufladen. Oben mit Blick auf Hüttisheim, Alb-Donau-Kreis, mit der Pfarrkirche St. Michael. Zwei Frauen gehen zur Arbeit aufs Feld.

Unten: Die Garben von diesem Acker sind bald aufgegabelt und geladen. Auf dem nächsten Acker wird bereits mit einem Ochsen «gestürzt», die Scholle flach umgebrochen.



Der Wagen auf Bild 7 ist schon halb voll. Josef Beck gabelt, er gibt mit der Dachsgabel die Garben einzeln auf den Wagen. Seine Frau Hildegard muß laden, d. h. die Garben mit den Ähren nach innen gleichmäßig aufschichten. Nach innen deshalb, damit abgebrochene Ähren auf dem Wagen liegenbleiben und nicht verlorengehen. Von der Geschicklichkeit

des Laders hing es ab, ob man die Ladung vollständig nach Hause brachte oder aber, im schlechteren Fall, einen Teil verlor oder der Wagen gar umkippte. Der *Molle* von Karl Mast, der Ochse, hat extra eine Pause gemacht, um Josef Beck beim Aufladen zuschauen zu können. Karl Mast scheint mit der Ernte schon fertig zu sein, denn er ist auf seinem Acker mit *Stiezen*, von stürzen, beschäftigt, einem flachen Umbrechen der Scholle im Gegensatz zum *Falgen*, dem tiefgründigen zweiten Ackern im Spätherbst. Eine der letzten Tätigkeiten auf dem Acker war das Zusammenrechen der losen Ähren, wie Bild 9 verdeutlicht. Meist wurde es erst dann durchgeführt, wenn man für diese weniger wichtige und nicht so witterungsabhängige Arbeit wieder Zeit hatte. Denn vorher waren alle verfügbaren Kräfte, auch die älteren Kinder, für das Wenden und das Binden eingespannt. Die zusammengerechten Ähren, die *Rechete*, holte man ganz am Schluß und lagerte sie bis zum Dreschen lose in der Scheune. Was nach dem Rechen noch liegenblieb, das durften sich dann anschließend die Ährenleserinnen holen, die in der Nachkriegszeit ebenfalls noch fleißig unterwegs waren.

Weil Josef Beck auf dem Bild 10 zwei vollbeladene Erntewagen angehängt hat, kommt er von einem anderen Acker als dem vorher abgebildeten. Auf den letzten Metern hat ihn Paul Jockisch begleitet. Die Einfahrt der Erntewagen in den Hof, vor allem dann, wenn ein Gewitter im Anzug war, ist ihm bis heute in Erinnerung geblieben. Rief nämlich Josef Beck schon an dieser Stelle laut *S' Stadeltor auf!*, dann ließ der Zahnarzt alles stehen und liegen – und den Patienten sitzen – und eilte selbstverständlich in den Hof hinab und machte das Stadeltor auf, damit der Bauer, ohne anhalten zu müssen, die Ernte ins Trockene bringen konnte. Wenn dann auch noch beim Abladen Eile geboten war, so schickte er die Patienten wieder nach Hause – und jeder verstand das –, um mitzuhelfen.

Links im Bild steht eine Grasmähmaschine, wie sie gelegentlich auch zum Getreidemähen eingesetzt wurde. Damit das Wegsammeln und das Böcklemachen erleichtert wurde, ist hier noch ein dreieckiges Blech an den Messerbalken montiert.

Nach dem Abladen wird im Stadel ausgeruht, festgehalten auf Bild 11. Die Personen von links nach rechts: Alfred Beck, ein Nachbarsjunge, Gertraud Jockisch mit ihrer ältesten Tochter Eva auf dem Schoß, die Bäuerin Hildegard Beck, Otto Baumann, der Schwiegervater aus der ersten Ehe von Frau Jockisch mit seinem Enkelkind Irene, die Magd Johanna Grünzweig, eine Heimatvertriebene aus dem Sudetenland, Hilda Beck. Stehend: Josef Beck.



Bild 10: Einfahrt des hochbeladenen Wagens in den Hof. Beim genauen Hinsehen erkennt man, daß zwei Wagen aneinandergehängt sind. Rechts ein kleiner Leiterwagen, links eine Grasmähmaschine, die gelegentlich auch zum Getreidemähen eingesetzt wurde. Deswegen ist auch am Messerbalken ein dreieckiges Blech montiert.

*Ein Stück Nachkriegsgeschichte:
Anmerkungen zur Fotografin*

Die überdurchschnittliche Qualität der Fotos hat es den aufmerksamen Betrachter vielleicht schon ahnen lassen: Gertraud Jockisch hat das Fotografieren gelernt, und zwar in der «Staatslehranstalt für Lichtbildwesen» in München. 1916 in Chemnitz als Gertraud Fritsche geboren, absolvierte sie in München eine Ausbildung, bevor sie 1938 bei der Landesbildstelle in Stuttgart eine Anstellung als Fotografin fand. Wie ihr Weg aus diesem großstädtisch geprägten Leben nun gerade ins oberschwäbische Hüttisheim führte und wie dort die zehn Jahre ihres Aufenthalts verliefen, das ist ein Schicksal, das die allgemeine Kriegs- und Nachkriegsgeschichte wie in einem Brennglas exemplarisch widerspiegelt und illustriert.

1942, während eines Fronturlaubs, heiratete sie in Stuttgart den Zahnarzt Humbert Baumann, der zu der Zeit als Unteroffizier bei einer Flak-Einheit in Frankreich Dienst tat. Die gemeinsame Wohnung in Stuttgart wurde bei einem Bombenangriff 1944 total

zerstört. Danach fuhr sie eine Zeitlang noch von Göppingen aus zur Arbeit nach Stuttgart. Als auch dies nicht mehr möglich war und das Leben im Großraum Stuttgart immer gefährlicher und unerträglicher wurde, machte sie sich im Frühjahr 1945 Richtung Hüttisheim auf den Weg, in der Hoffnung, dort irgendwo unterzukommen. Von seiten der Schwiegermutter bestanden nach dort verwandtschaftliche Beziehungen, und so packte sie ihre gesamte noch verbliebene Habe einschließlich Kamera aufs Fahrrad und kam noch vor dem Einmarsch der Amerikaner in Hüttisheim an. *Das Dorf empfand ich damals schlicht und ergreifend als die Rettung.* Bäcker Franz Schniertshauer mauerte ihre Rolleiflex hinter dem Backofen in eine Wand ein, damit die Kamera vor Plünderung oder Beschlagnahme sicher war.

Ihr Mann, von dem sie seit dem Sommer 1944 nichts mehr wußte, hatte indessen Glück gehabt: Er war in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten und wurde schon im Sommer 1945 wieder entlassen. So trafen sie sich in Hüttisheim wieder. Das 800-Seelen-Dorf hatte ca. 250 Evakuierte, Flüchtlinge und

Heimatvertriebene aufgenommen, 1050 Einwohner zählte es 1947. Trotzdem: *Überall trafen wir große Hilfsbereitschaft und keinerlei Vorbehalte an.* Die von der amerikanischen Besatzungsmacht eingesetzte Bürgermeisterin v. Borowski erteilte Humbert Baumann die Erlaubnis, im Altenteil über dem «Wagenhaus» von Josef Beck eine Zahnarztpraxis zu eröffnen. Dieser half tatkräftig und uneigennützig mit, das Notwendige herbeizuschaffen: Ohne die zahlreichen unentgeltlichen Fuhrdienste Becks, som-



Oben Bild 9: Zum Schluß die »Rechete«, das Zusammenrechen der losen Ähren.

Bild 12: Zwei Welten begegnen sich 1953: Der Bauer hat «Heinzen» gemacht und begrüßt nun Besuch aus Hamburg.



mers mit dem Bernerwagen, winters mit dem Schlitten, wäre das Ganze unmöglich gewesen.

1948 starb Humbert Baumann an einer Blinddarmentzündung. Der aus dem nahen Laupheim herbeigerufene Arzt hatte sich verspätet, denn er wurde an der Zonengrenze nicht durchgelassen. Außerdem unterliefen ihm noch schwere Behandlungsfehler. Hüttisheim war damals Grenzgebiet: Der Nachbarkreis Biberach und damit auch Laupheim gehörten zur französischen Besatzungszone, und noch 1948 wurde diese Grenze streng kontrolliert. Mit ihrem zweiten Mann Paul Jockisch, 1909 in Breslau geboren, wäre Gertraud Jockisch gerne in Hüttisheim geblieben und seßhaft geworden: *Wir wären heute noch da, wenn die uns einen Bauplatz gegeben hätten!* Es stimmt leider: Die meisten Flüchtlinge und Heimatvertriebenen zogen in den 50er Jahren wieder weg, weil in Hüttisheim fast niemand einen Bauplatz bekam, und so sank die Einwohnerzahl bis Ende der 50er Jahre fast wieder auf das Vorkriegsniveau. Über die Gründe für diese restriktive Haltung läßt sich trefflich spekulieren, aber wenig Beweisbares sagen: Die Gemeinde habe kein Interesse gezeigt, kein Bauer habe Land verkaufen wollen, nur mit Beziehungen sei man an einen Bauplatz gekommen. Es spielte dabei wohl mehreres mit: Das bisher rein von der Landwirtschaft bestimmte Dorf fürchtete die Veränderung, wollte nicht «überfremdet» werden. Die Bauern fürchteten um ihre bis dahin dominierende Stellung im Dorf und auch um ihre Produktionsfläche. Trotz aller Hilfsbereitschaft spielte die Konfession in dem katholisch geprägten Dorf vielleicht auch noch eine Rolle, obwohl das die evangelischen Jockischs heute entschieden zurückweisen, da sie an die katholischen Ortspfarrrer und deren Großzügigkeit nur gute Erinnerungen haben. Alles in allem wollte man in Hüttisheim damals wohl eine Entwicklung zur modernen Wohngemeinde hin verhindern; eine Entwicklung, wie sie seit Mitte der 60er Jahre dann trotzdem eintrat. Sommer 1953. Josef Beck kommt gerade vom *Heinzen machen* – der nicht gebrauchte Rest der Gestelle liegt noch auf dem Wagen – und unterhält sich mit Paul Jockisch. Bei Jockischs ist Besuch aus Hamburg da: Walter Hertel, ein Onkel der Fotografin, ist ein erfolgreicher Geschäftsmann der Wirtschaftswunderzeit und unterstreicht den Erfolg mit seinem nagelneuen DKW-Cabriolett. Mangels anderer Bewunderer schaut er auf dem Bild gerade selbst in sein Auto. Weil in Hüttisheim damals noch keine Straße und kein Platz befestigt war, was dem Aussehen seines Autos gar nicht guttat, sprach er manchmal scherzhaft von «Schlammheim» statt von Hüttisheim.



Bild 11: Pause im Stadel nach dem Abladen der Getreidewagen. Ein Stück harter Arbeit bei hohen Temperaturen und mit stupfigen Halmen liegt hinter (von links) Alfred Beck, einem Nachbarsjungen, Gertraud Jockisch, der Fotografin dieser Bilder, der Bäuerin Hildegard Beck, Otto Baumann, der Magd Johanna Grünzweig, einer Heimatvertriebenen aus dem Sudetenland, Hilde Beck und dem Bauern Josef Beck.

Die beiden einander so kontrastreich zugeordneten Fahrzeuge auf dem Bild 12 machen fast symbolhaft deutlich, welche verschiedenen Welten damals aufeinandertrafen. Welche von beiden sich durchgesetzt hat, auch in der Landwirtschaft, ist bekannt. Und daß der Sieg der Technik und des Automobils nicht ganz folgenlos blieb, ebenfalls. Doch das sind Themen, die über das Ziel dieses Aufsatzes weit hinausführen.

Anmerkung

Für die Beschreibung der verschiedenen Arbeitsvorgänge haben Alfred Beck, Jahrgang 1937, sowie die Mutter des Verfassers, Rosina Neidlinger geb. Schniertshauer, Jahrgang 1923, die wichtigsten Hinweise gegeben. Ihnen und der Familie Jockisch sei für ihre bereitwilligen Auskünfte an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

Das Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen

Laut schnatternd erhebt sich eine Schar Gänse vor dem Seldnerhaus aus Forchtenberg-Schwarzenweiler im Hohenloher Freilandmuseum, als ein neugieriger Städter ihrem Teich zu nahe kommt und damit die Fluchtdistanz der Tiere durchbricht. Die nebenan weidenden Schafe kümmert der Lärm jedoch wenig, denn im Museumsdorf Wackershofen herrscht wie jeden Morgen emsige Betriebsamkeit. Ein mit Brennholz beladener Leiterwagen rattert über einen Feldweg, ein Bauer führt Vieh durchs Dorf, aus den Häusern und Gehöften dringen ländliche Geräusche und Gerüche. Sie wecken Kindheitserinnerungen an Ferien auf dem Bauernhof: Das lebende Inventar des Museums will wie immer versorgt sein.

«Lebendes Inventar» im Museum? In Wackershofen, das ist offensichtlich, haben Volkskunde und Geschichtswissenschaft die Natur entdeckt, besser gesagt die Bedeutung der historischen Kulturlandschaft, nämlich die enge Verflechtung von Mensch und Natur im Dorf der Vergangenheit. Damit beschreiten Museumsleiter Albrecht Bedal und sein etwa zwölf Personen umfassendes Team neue, aufregende Wege. Da die jeweiligen Haus- und Hofformen bekanntermaßen stets eine Anpassung an das natürliche Umfeld einer Siedlung darstellen, aus dieser Tatsache folgt, daß es zur musealen, aber lebensnahen Darstellung historisch-bäuerlicher Lebensverhältnisse – und nicht nur der auf uns gekommenen «toten» Kulturgüter wie Gebäude und Ackergeräte – der ganzheitlichen Darstellung bedarf. Einer Darstellung, die Landschaft und Landbau, Tierhaltung und Gebäude ebenso einschließt wie häusliche Einrichtungsgegenstände und Handwerkszeug. Und so grunzen heute die Schweine aufgeregt bei der Fütterung im sogenannten Wohn-Stall-Haus aus Schönenberg, dringen aus dem Pfarrer-Mayer-Haus aus Elzhausen Düfte, die auch der Städter sofort der Großviehhaltung zuzuordnen vermag, und gackern vor dessen Stall Hahn und Hennen auf dem Mist. Die Schafherde geht auf den Streuobstwiesen der ihr zugeordneten Aufgabe als «Rasenmäher» nach, und am Dorfweiher bietet das Meckern der Ziegen den lauten Gänsen Paroli.

Mit der Einbeziehung der alten Kulturlandschaft in das Museumskonzept, mit der Erforschung und Wiederbelebung historischer Produktionsmethoden und bäuerlicher Lebensverhältnisse rücken notwendigerweise ökologische Fragen mit in den Vordergrund der Museumsarbeit. Fragen, deren Be-

deutung im Laufe der achtziger Jahre auch gesamtgesellschaftlich in vermehrtem Maße erkannt wurde. Die Hinwendung zu einer historischen Ökologieforschung in Wackershofen kommt so nicht von Ungefähr, sondern darf als Reflex der Freilichtmuseen auf drängende Fragen der Zeit verstanden werden.

*Von Schönenberg nach Wackershofen,
von einem Bauernhaus zu mehr als 40 Gebäuden*

Eher konventionell waren Ende der siebziger Jahre die Anfänge des Museums. Als nach jahrelangen Diskussionen um die Alternative «Zentrales Freilichtmuseum oder Regionalmuseen in Baden-Württemberg?» die Entscheidung schließlich zugunsten der zweiten Möglichkeit gefallen war, ergriffen in Schwäbisch Hall, zu dessen Gebiet das Dorf Wackershofen gehört, die Verantwortlichen rasch die Initiative, gründeten den Trägerverein für das heu-



Oben: Dieses Fahrrad lehnt am Armenhaus aus Hößlinsülz.

Unten: Taglöhnerhaus aus Hohenstraßen bei Mainhardt, dahinter das Armenhaus.





Baugruppe Hohenloher Dorf im Freilandmuseum Wackershofen bei Schwäbisch Hall. Rechts von der Viehweide die Scheune Rath mit Göpelhaus, dahinter mit dem Dachreiter das Stall-Wohnhaus Frank aus Elzhausen, links die Scheune aus Langensall, davor eine Schmiede.

tige Museum, gewannen den Volkskundler Dr. Heinrich Mehl als wissenschaftlichen Leiter für das Vorhaben und verpflichteten einen Bautechniker sowie rund ein halbes Dutzend Facharbeiter für den Aufbau des Museums. Im *Trägerverein Hohenloher Freilandmuseum* verbanden sich neben der Stadt und dem Landkreis Schwäbisch Hall auch der Hohenlohe- und der Main-Tauber-Kreis sowie fast alle großen Städte und Gemeinden des Einzugsbereichs, der neben der Hohenloher und der Haller Ebene die Löwensteiner Berge sowie den Welzheimer, den Mainhardter und den Murrhardter Wald umfaßt.

Dem geplanten Freilandmuseum in Wackershofen kam zugute, daß Schwäbisch Halls Oberbürgermeister Karl Friedrich Binder, bis heute erster Vorsitzender des Trägervereins, zu den engagiertesten Verfechtern der regionalen Lösung im Streit um die Freilichtmuseen gehört hatte, und die Stadt das Vorhaben infolgedessen tatkräftig unterstützte. Man wird es zudem sicherlich als Glücksfall bezeichnen dürfen, daß in dem seit 1972 bestehenden *Bauernmuseum Untermünkheim-Schönenberg* ein idealer Ansatzpunkt für den Aufbau eines Freilichtmuseums existierte. Dieses in einem typischen, im Jahr 1838 erbauten Hohenloher Bauernhaus untergebrachte Lo-

kalmuseum mit seiner reichen Sammlung von bäuerlichem Arbeitsgerät und Einrichtungsgegenständen, unter denen die bemalten Bauernmöbel besonders hervorzuheben sind, hatte zuletzt fast 25000 Besucher jährlich angezogen.

Leicht fiel freilich die Entscheidung nicht, das prächtige Bauernmuseum in Schönenberg in das Freilandmuseum Wackershofen zu überführen, wie sich Dr. Heinrich Mehl zu erinnern weiß. Zügig wurde dann aber der Ausbau des neuen Museums vorangetrieben: 1983 standen bereits 25 Gebäude, heute sind es mehr als 40. Die in den baden-württembergischen Freilichtmuseen und insbesondere auch in Wackershofen heute dargestellte Vielfalt an Gebäuden und musealem Gut – aus mehr als 60 Häusern soll das Museum einmal bestehen –, aber auch die Nähe zu Landschaft und Regionalgeschichte wäre in einem zentralen Freilichtmuseum unvorstellbar. Das gilt insbesondere auch für die vom Museum betriebene sozial- und agrargeschichtliche Forschung.

Das Gelände des Museumsdorfes Wackershofen erscheint wie geschaffen für ein Freilichtmuseum, erstreckt es sich doch auf rund 30 Hektar und umfaßt die verschiedenartigsten Gelände- und Bodenformen: von der Ebene über dem Kochertal bis hinauf

an den Rand der Waldenburger Berge. Eine geradezu ideale Voraussetzung für das räumliche und thematische Auffächern des Museums in verschiedene Baugruppen. Noch vor dem eigentlichen Museumseingang unter dem an den Gasthof *Roter Ochsen* aus Schrozberg-Riedbach angefügten Saalbau aus Oberscheffach steht – direkt an der Bahnlinie, deren Damm den Besucherparkplatz vom Dorf trennt und ihn damit vom Museum her «unsichtbar» macht –, das aus Kupferzell hierher versetzte Ensemble des alten Bahnhofes mit dem danebenliegenden mächtigen genossenschaftlichen Lagerhaus. Mit ihnen setzte der Einbruch der Moderne ins Dorf ein, nämlich mit dem Bau der Eisenbahn und mit den sozialreformerischen Ideen eines Friedrich Wilhelm Raiffeisen oder Hermann Schulze-Deletzsch.

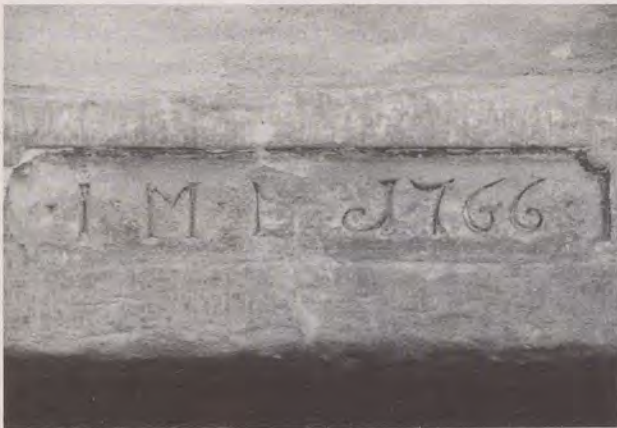
Ein Museum mit Gleisanschluß. Auch dies ein Novum. Im Anschluß daran die Baugruppe *Hohenloher Dorf*, bis heute mit über 30 Gebäuden Herzstück der Anlage. Getreidefelder trennen dieses «Dorf» von der leicht erhöht liegenden Baugruppe *Weinlandschaft* mit derzeit zwei Wohnhäusern und der alten herrschaftlichen Kelter aus Oberohrn. Eine weitere Geländestufe höher schließlich, am Waldrand gelegen, ist die Baugruppe *Waldberge* geplant, mit deren Aufbau dieses Jahr begonnen werden soll.

Die Kulturlandschaft von gestern:

Hecken, Hohlwege, Streuobstwiesen, Feuchtgebiete

Das so «bestückte» Gelände trägt andererseits selbst musealen Charakter. Nicht wenige Zeugen der alten, in Jahrhunderten gewachsenen, heute vielfach verschwundenen Kulturlandschaft haben sich dort erhalten: So führt etwa ein tief eingeschnittener Hohlweg von dem am Rand des *Hohenloher Dorfes* gelegenen *Steigengasthof* aus Michelfeld mit einer Stallscheune, dem Backhaus aus Stetten, einer weiteren Scheune aus Hohensall sowie der Kegelbahn aus Bieringen hinauf in die bereits angesprochene *Weinlandschaft*. Ein Beispiel für die in jüngster Zeit nicht nur wieder als erhaltenswertes Kulturgut, sondern auch als ökologisch ungemein wertvoll entdeckte Streuobstwiesen trennen diese Baugruppe wiederum von den *Waldbergen*.

Gewiß, die Zeit ist auch in den Feldern und Fluren um Wackershofen nicht stehengeblieben: Man denke nur an den Bau der Eisenbahnlinie. Es wird der alten Kulturlandschaft also – bildlich gesprochen – unter die Arme zu greifen und manches wieder in einen früheren Zustand zurückzuführen sein. So wie die in die Freilichtmuseen versetzten, translozierten Häuser oft des Rückbaus bedürfen, also der Wiederherstellung eines älteren – nicht un-



bedingt des ersten – Zustands, nämlich der Beseitigung späterer Um- und Ausbauten, so bedürfen auch Boden und Vegetation einer restaurierenden Pflege.

Wie im Falle der Häuser, so wird man auch in der Landschaft keinen ersten oder Urzustand anstreben – das wäre in unseren Breiten in fast allen Fällen Wald mit dichtem Unterholzbewuchs –, sondern den Rückbau auf eine vorher genau zu definierende Zwischenstufe in der langen Entwicklung von der Urlandschaft zur modernen Agrarlandschaft der Gegenwart. Anders als der Rückbau eines Hauses, der sich in der Regel innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraums, längstens in mehreren Monaten bewerkstelligen läßt, ist der Natur mehr Zeit zur Regeneration einzuräumen. Geduld, mit anderen Worten langfristige Planung, ist erforderlich. 1989 etwa wurden in Wackershofen 400 Meter Hecken gepflanzt. Die oft auf Steinriegeln wachsenden Büsche, einst ein prägendes Element vieler Agrarlandschaften, begrenzten früher meist Grundstücke und Felder, dienten darüber hinaus aber auch als Windschutz. Durch die Wärmeabstrahlung dieser Steinriegel entstanden Mikroklimen, die die Bildung eigenständiger artenreicher Lebensgemeinschaften begünstigten. Infolge der Mechanisierung der Landwirtschaft fielen viele der nun störenden Steinriegel dem rationelleren Einsatz der Landmaschinen zum Opfer – und mit ihnen auch die Hecken sowie die dort heimischen Pflanzen und Kleintiere. Der erste Schritt hin zur «Kultursteppe» war erfolgt.

Die Hecken sind in Wackershofen nun erneut gepflanzt, doch wird noch viel Zeit vergehen, bis diese wieder nicht nur ihre gesellschaftliche Bedeutung, nämlich die Besitzabgrenzung, dokumentieren, sondern auch ihre alte ökologische Funktion erfüllen können. Ähnliches gilt für die Ausmagerung über- und fast totgedüngter Wiesen und Ackerflächen oder – wie geplant – der Wiedervernässung des Gewannes *Moor*, der Anlage von Feuchtwiesen dort und vielleicht sogar eines größeren Schilfbestandes.

Dieser Landschaftspflege im Großen, dem Schutz und Ergänzen der Hecken und Hohlwege etwa, der Pflege der Streuobst- und Feuchtwiesen, aber auch der Neuanlage eines Weinberges nach altem Vorbild mit Trockenmauern und historischen Rebsorten treten Naturschutzmaßnahmen zur Seite, deren Ergebnisse auch in Zukunft eher im Verborgenen bleiben und sich nur dem suchenden Besucher offenbaren werden, ja vom oberflächlichen Betrachter gar als Nachlässigkeit der Museumsmitarbeiter fehlinterpretiert werden könnten. In Wackershofen erfahren nämlich auch die Ruderal- und Segetalpflanzen, also die alte siedlungs- und ackerbaubegleitende Flora, Schutz und Pflege.

Mitarbeiter und Besucher müssen wieder lernen:

Die Brennessel ist kein Unkraut

Im Gegensatz zu anderen bedrohten Pflanzenarten, die immerhin in Naturschutzgebieten noch gedeihen können, wurde der Lebensraum für die an Sied-



Der historische Weinberg, der letztes Jahr angelegt worden ist. Dahinter die Kelter aus Oberrohrn mit dem mächtigen Walmdach. In zwei Jahren kann dort wohl erstmals eine kleine Menge Museumswein gekellert werden.



Blick über das Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen mit seinen mehr als 40 Gebäuden auf die Hohenloher Ebene und den Einschnitt des Kochers.

lungen gebundenen Ruderalpflanzen wie Brennessel fast ebenso gründlich vernichtet wie die Existenzgrundlage der Ackerwildkräuter. Im modernen Dorf ist beispielsweise kein Platz mehr für das Scharren und Picken der Hühner und die damit verbundenen Störungen im Pflanzenwuchs, die ganz spezielle Lebensgemeinschaften hervorbrachten. Nicht zuletzt die mit staatlichen Subventionen durchgeführten Dorfsanierungen der letzten zwanzig Jahre, deren Maßnahmen weniger an gewachsenen bäuerlich-dörflichen Strukturen orientiert waren, sondern nicht selten kleinstädtisch-adrette, sterile Puppenstubendörfer schufen, diese Sanierungen verdrängten viele Pflanzen aus den Siedlungen. Die alten Dorfplätze wurden gepflastert und allenfalls am Rand mit «englischem Rasen» begrünt, die Höfe ausgesiedelt, Scheuern und Ställe abgerissen oder umgebaut, Dunglegen beseitigt, die alten bewachsenen schiefen Mäuerchen durch ökologisch und ästhetisch tote Betonbarrieren ersetzt und die Dorfbäche und Viehschwemmen eingedohlt oder im besten Fall begradigt und kanalisiert.

Eines der Opfer der Bau- und Ordnungswut der Nachkriegszeit stellt die Brennessel dar, der vielfach als «Unkraut» mißverständene Schrecken aller Ordnungsfanatiker unter den Klein- und Landschafts-

gärtnern. Diese von unseren Vorfahren als Nutz-, Heil- und Nahrungspflanze hochgeschätzte Spezies steht heute auf der Roten Liste der bedrohten Pflanzenarten. Die Brennessel darf als typischer Siedlungsbegleiter bezeichnet werden, in der Archäologie wird sie gar als Anzeiger für aufgelassene Siedlungen gewertet. Sie gedeiht hauptsächlich an stickstoffreichen Standorten, also im Umfeld von Misthaufen, Jauchegruben und Schuttplätzen. Mit deren Verschwinden und mit dem Versiegeln ihrer Standorte wurde dieser Pflanze der Lebensraum entzogen – und damit den Raupen einer Vielzahl unserer beliebtesten Schmetterlingsarten wie dem Kleinen Fuchs und dem Tagpfauenauge die Nahrungsgrundlage. Durch die enge Verwebung von Standortbedingungen einerseits sowie Pflanzen- und Tierwelt andererseits ziehen bereits vergleichsweise unbedeutende Eingriffe in die gewachsene Struktur der Ruderalgemeinschaften nicht abschätzbare Folgen nach sich. Ähnliches gilt für die Segetalflora der Ackerwildkräuter, die sich im Laufe ihrer Evolution an bestimmte Feldfrüchte und menschliche Eingriffe in das Biotop – wie Eggen und Pflügen – angepaßt haben. Kornblume und Kornrade, Klatschmohn und Hirtentäschelkraut erfreuen nicht nur das Auge, wenngleich auch mehr



Brennesseln sind im Hohenloher Freilandmuseum kein Unkraut! In der Mitte der Dorfteich, dahinter das Seldnerhaus, das Kleinbauernhaus aus Schwarzenweiler bei Forchtenberg.



Gänse am Dorfteich. Mit einem Halbwalmdach bedeckt ist die Scheune aus Obereppach, erbaut im Jahre 1550. Beachtenswert im Vordergrund der Zaun.

des Städters denn des Landmannes, sondern sind als Teil eines Biotops zugleich Frucht und Lebensraum.

Im Freilandmuseum in Wackershofen werden Ruderal- und Segetalpflanzen bald wieder ihren angestammten Platz einnehmen. So wurden etwa Brennesseln und Weberkarden im Bereich des Museumsdorfes gezielt angesiedelt und gedeihen prächtig; so prächtig übrigens, daß sich Besucher,

aber auch Mitarbeiter, die das neue Konzept noch nicht ganz verinnerlicht haben, bereits zu vereinzelt Ausrupfaktionen hinreißen ließen. Die Bewußtseinsentwicklung der Zeitgenossen blieb offenbar hinter den wissenschaftlichen Erkenntnissen und dem Wachstum des «Unkrauts» zurück. Auch dürften derzeit noch nicht alle Besucher für die Vermehrung und Überwinterung von Stechmücken, Wespen oder Schlamm- und Florfliegen, auf die das



Oben: Einfache Schlafkammer aus dem Steigengasthaus «Rose» in Michelfeld.

Mitte: Wagnerwerkstatt aus Oberrot.

Unten: Mostkeller aus dem Steigengasthaus.



Museum so stolz ist, zu begeistern sein. Das flatternde Tagpfauenauge stößt da schon eher auf Gegenliebe. Insekt ist eben nicht gleich Insekt.

Ländliche Kulturarchäologie: Wechselbeziehung von Mensch und Natur erforschen und darstellen

Auf der ausgedehnten landwirtschaftlichen Nutzfläche des Museums, auf der bisher schon neben Roggen, Weizen, Hafer und Gerste auch heute fast vergessene Getreidesorten wie das uralte Einkorn oder Emmer und Dinkel angebaut wurden – daneben auch Kartoffeln, Ackerbohnen, Rispenhirse und Buchweizen –, wurden im vergangenen Jahr im Zuge des Aufbaus einer historischen Dreifelderwirtschaft auch Ackerwildkräuter ausgebracht. Da viele dieser Wildkräuter erst ein bis zwei Jahre nach der Aussaat aufgehen und blühen, wird der Erfolg dieser Maßnahmen wohl in diesem und im nächsten Jahr sichtbar werden.

Mit dem Ziel einer Rekonstruktion von Segetalpflanzen und historischen Feldfrüchten betreibt das Hohenloher Freilandmuseum auch die Nachzucht paläobotanisch gebogener Keimlinge und Samen, wie etwa einer 122 Jahre alten Sommergerste aus dem Grundstein des Nürnberger Stadttheaters. Die Natur trägt das Ihrige bei: Mit Überraschung konstatierte man in Wackershofen, daß auf einer renaturierten Feuchtwiese nicht nur Trollblumen, sondern sogar Orchideen sich wieder zeigten. Es war gelungen, das im Boden steckende genetische Reservoir anzupapfen und nach vielen Jahren die Pflanzen zu neuem Leben zu erwecken.

Bezeichnet der Begriff Kulturlandschaft eine vom Menschen bereits beeinflusste, aber eine über Jahrhunderte und damit behutsam veränderte Landschaftsform, so wird in Wackershofen das Leben der Menschen mit der Natur und ihr Einwirken auf sie zu untersuchen und darzustellen sein. Die Wechselbeziehung zwischen Mensch und Natur, die sich nicht nur in der Kulturlandschaft, sondern auch in den Produktionsmethoden, ja selbst im Wohnen und in den Sitten und Gebräuchen niederschlägt, ist in Wackershofen in den Mittelpunkt der Museumsarbeit gerückt, zum Generalthema der praktischen und theoretischen Arbeit erhoben.

Stellt sich nun bei der musealen Landschaftspflege – wie dargestellt – die historisch möglichst exakte Annäherung an das Dorf der Vergangenheit und seiner Umgebung als Ziel dar, so gilt dies nicht minder für die Erforschung, Konservierung und Präsentation der ausgestellten Kulturgüter. Die Pioniere der deutschen Freilichtmuseen, so wird man bei aller Anerkennung ihrer unzweifelhaften Verdienste kri-



In Hößlinsülz ist das Dach des Armenhauses mit einem Kran komplett abgehoben, wird geschwenkt und auf einen Tieflader gesetzt. Möglichst viel originale Substanz konnte so erhalten werden.
 Rechte Seite: Die massiven Wände des Armenhauses sind in Wackershofen bis zum Wiederaufbau zwischengelagert.

tisieren müssen, schufen Museen, in denen die Vergangenheit oft geschönt, idealisiert, ja romantisierend vorgestellt wurde. In Wackershofen hingegen betreibt man heute eine Art ländliche Kulturarchäologie, also Erforschung und Darstellung von realen Lebenszusammenhängen im weitesten Sinne. Das Ergebnis soll nicht ästhetisch schön sein, sondern realistisch und informativ. Was nicht heißen soll, daß das Museumsdorf nicht auch seine idyllischen Seiten hat, wie zu zeigen sein wird.

Die großen Fortschritte der vom Hohenloher Freilandmuseum im letzten Jahrzehnt betriebenen speziellen Form der Geschichtsforschung und deren Umsetzung werden insbesondere auch in der Entwicklung deutlich, die das Programm zur Translozierung und Rekonstruktion von Gebäuden nahm. Eines der ersten in Wackershofen wiedererstandenen Häuser stellte der Hof Frank dar, in dessen Mittelpunkt das sogenannte Pfarrer-Mayer-Haus steht: Ein Wohn-Stall-Haus, das den Typ eines Bauernhauses verkörpert, wie ihn zur Zeit der Aufklärung der Kupferzeller Pfarrer Johann Friedrich Mayer (1719–1798) in seinem 1773 erschienenen *Lehrbuch für die Land- und Hauswirthschaft* beschrieb.

Über einem aus behauenen Sandsteinquadern gemauertem Erdgeschoß, das die Stallungen beherbergt, erhebt sich ein Fachwerk-Obergeschoß mit großen und lichten Wohnräumen; der mächtige Dachstuhl birgt in zwei Geschossen Speicherräume und Gesindezimmer. Noch heute ist das stattliche Gebäude, das der Pfarrer den stickig-dumpfen ungesunden, einstöckig-ärmlichen Bauernhäusern seiner Zeit entgegensetzte, ein Publikumsmagnet und das von den Besuchern – in den vergangenen drei Jahren besuchten jährlich immerhin etwa 130 000 Menschen das Museum – am meisten frequentierte Gebäude in Wackershofen.

*Das Armenhaus von Hößlinsülz:
 Dach und Wände am Stück ins Museum übertragen*

Doch gerade das Pfarrer-Mayer-Haus weist von allen Gebäuden im Museum am wenigsten originale Bausubstanz auf. Bei der Translozierung wurde unverständlicherweise – das Haus war, wie Albrecht Bedal erläutert, in einem relativ guten Erhaltungszustand – vieles ersetzt und ergänzt, so daß von einem Nachbau zu sprechen nicht falsch wäre. Es

wurde etwa eine neue Treppe ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Anlage eingebaut, das Aussehen der alten Stiege nicht einmal dokumentiert. Im Stall bereitet eine exakt horizontale, ohne jede Neigung gemauerte und damit funktionslose Urinabflusssrinne den Stallknechten Sorgen. Es wurde, allgemein gesprochen, im Sinne des Ende der siebziger Jahre herrschenden Zeitgeistes, der sich mit «Im-Bauernhaus-schöner-Wohnen» trefflich umschreiben läßt, zu viel und zu perfekt rekonstruiert und ergänzt. Ohne Zweifel auch mit gewissem Erfolg, wie die Besucherzahlen im Pfarrer-Mayer-Haus beweisen, doch dem geschulten Blick sind die scharfen Kanten der maschinell gehobelten Balken ein wahrhafter Dorn im Auge: Für Bauhistoriker ist das Haus quasi wertlos.

Ganz anders das Konzept der späten achtziger Jahre: Heute ersetzt man so wenig wie möglich, beläßt den alten Befund. Dort, wo bauliche Maßnahmen unumgänglich sind, finden diese behutsam und nach eingehenden Forschungen statt – möglichst mit alten Materialien und Techniken. Vom Armenhaus aus Hößlinsülz, 1988 nach Wackershofen versetzt, weil es am alten Standort einer Schulbushaltestelle weichen mußte, wurden das Dach und die Wände jeweils als Ganzes auf einen Tieflader gesetzt und ins Museum verfrachtet. Auf die-

sem spektakulären Weg der Abrißbirne entronnen, dokumentiert das Haus auf einzigartige Weise, nämlich ohne Eingriffe in die Substanz, nicht nur die vielen baulichen Veränderungen, denen es in den zweieinhalb Jahrhunderten seines Bestehens unterworfen war, sondern stellt auch ein außergewöhnliches Dokument zur Sozialgeschichte der Unterschichten dar.

Zunächst Hirtenhaus, dann etwa seit 1820 Armenhaus, beherbergte es Arme und Obdachlose, Polizeidiener, Wengertschützen und Nachtwächter, die sich aus der Schicht der Ortsarmen rekrutierten, körperlich und geistig Behinderte, Tagelöhner und entlassene Strafgefangene, vor allem aber in Not geratene Frauen, ledige Mütter und Waisen. Nach dem Zweiten Weltkrieg schließlich fanden Heimatvertriebene und Flüchtlinge im Armenhaus Unterschlupf. Die sozialen und hygienischen Verhältnisse dürfen lange Zeit als katastrophal bezeichnet werden: Gemeinderatsprotokolle verzeichnen nicht nur, daß in der Küche die *Mistbrühe* stand, sondern auch, daß 1859 eine Tagelöhnerwitwe gerade *ein paar schlechte Fetzen Kleider und ein ganz elendes Bettchen, alles mit Ungeziefer und nur wert, vergraben zu werden*, hinterließ. Der Armut folgte sozial auffälliges Verhalten: Einer armen Frau wurde die Armenunterstützung verwehrt, da sie, wie es hieß, im Armen-





Blick in Stube und Schlafkammer des Tagelöhnerhauses aus Hohenstraßen bei Mainhardt. Die geheizte Stube und die Schlafecke sind nicht durch eine Wand getrennt, sie bilden einen gemeinsamen Raum.

haus Männer zum geschlechtlichen Umgang für Geld empfing.

Wenn auch die Schicksale und Lebensverhältnisse zwischen 1744, dem Jahr der Erbauung, besser der Wiedererrichtung – das Armenhaus wurde 1744 von einem Hößlinsülzer Bürger in einem Nachbarort erstanden, abgetragen und in Hößlinsülz wieder aufgebaut, – und den fünfziger und sechziger Jahren unseres Jahrhunderts sich in vielem unterscheiden mögen, im Armenhaus waren Hunger und Krankheit, aber auch Schmutz und unhygienische Zustände stetige Begleiter der bitteren Not. Wird der Besucher, der einen Blick in die Schlafkammer der ortsarmen, blödsinnigen und simpelhaften Philippine Knörzler aus der Zeit um 1900 wirft, etwas von der Hoffnungslosigkeit und der Verzweiflung des kümmerlichen Daseins im Armenhaus in früheren Zeiten verspüren? Wird in dem Wohnraum aus der Zeit des Ersten Weltkriegs sowie in der Schlafkammer und der Wohnstube aus den fünfziger Jahren – bei aller Liebe zum Detail – Geschichte wahrhaftig lebendig? Es mag für uns ja amüsant klingen, daß eine um 1860/70 in der Kammer im Dachgeschoß lebende

Frau dort acht uneheliche Kinder zur Welt brachte, doch ein Blick in den danebenliegenden kleinen dunklen Verschlag, die «Behausung» ihres Bruders, eines ehemaligen Sträflings, der sich wöchentlich beim Schultheißen zu melden hatte, lenkt unser Augenmerk auf die verzweifelten Lebensverhältnisse dieser «Familie» und läßt jeden Anflug eines Schmunzels wieder verschwinden.

Armenhaus: Not und Verzweiflung nicht ausstellbar – rekonstruierte Geschichte tendiert zum Idyll

Trotz aller Anstrengung um Authentizität, im Armenhaus aus Hößlinsülz – wie auch im gegenüberliegenden Tagelöhnerhaus aus Hohenstraßen – finden der Rekonstruktionswille und der pädagogische Impetus der Gestalter ihre Grenzen. Rekonstruierte Geschichte tendiert zum Idyll. Da ergeht es dem Freilandmuseum Wackershofen nicht anders als archäologischen Museumsdörfern oder rekonstruierten römischen Kastellen. Die Armenbehausungen in Wackershofen präsentieren sich unwirklich aufgeräumt. Hell und warm scheint die Sonne auf ein grobes, aber sauberes Bettlaken: Es fehlt der penetrante Geruch der Armut. Nur wer reichlich Zeit mitbringt und viel Einfühlungsvermögen besitzt, der wird sich vergegenwärtigen können, was es bedeutete, wenn im Armenhaus eine sechsköpfige Familie in einem gerade sechs Quadratmeter großen Raum zusammengepfertcht lebte, wie eine – sehr unglücklich hinter der geöffneten Zimmertür an der Wand und damit für die meisten Besucher unsichtbar angebrachte – Tafel erläuterte.

Probleme mit der sachlichen Erläuterung des Gezeigten und der Beschriftung der großen und kleinen Ausstellungsstücke ergeben sich wie in allen Freilichtmuseen auch in Wackershofen. An manchen Stellen wird man deren Fehlen schmerzlich vermerken; in der Kelter beispielsweise würde man doch gerne etwas über die Funktion des Gebäudes als herrschaftliche Einrichtung oder auch über die Herkunft und das Alter der dort aufgestellten Pressen erfahren. Andere schriftliche Erläuterungen, vor allem im Bereich des Lebendinventars, fallen eher dürftig aus. Positiv hervorzuheben sind die vielfach ausliegenden, jeweils einem speziellen Objekt gewidmeten Faltblätter – an der Kasse auf Wunsch sogar teilweise in englisch und französisch erhältlich –, die die Besucher konsultieren und auch mit nach Hause nehmen können. Leider waren diese Blätter aber auch an einem besucherschwachen Tag bereits kurz nach der Mittagszeit vergriffen. Wer also vor leeren Ständern stehen sollte: An der Kasse gibt es kostenlos Nachschub.

Ein weiteres Problem dürfte in absehbarer Zeit auf das Hohenloher Freilandmuseum zukommen: Die im Museum dargereichte Informationsfülle, die vielen verschiedenen Baugruppen und Typen der Kulturlandschaft sprengen das Aufnahmevermögen und damit das Verständnisvermögen des Besuchers, der sich nur durch eine Flucht ins Oberflächliche zu retten weiß. Zusammenhänge gehen so verloren. In Wackershofen hat man diese Gefahr erkannt und steht dem Vorschlag, unter Ausdehnung und Ergänzung der Erläuterungen «Museumpfade» in das Dickicht zu schlagen, positiv gegenüber. So könnte man sich einen «ökologischen Pfad» zu den Pflanzen und Kleinlebewesen oder einen zweiten zu den Nutztieren vorstellen. Auf diese Weise, nämlich über eine Art «Sozialpfad», ließe sich auch die Vernetzung der einst im Dorf lebenden Schichten aufzeigen. Bis jetzt steht für den Besucher der Armenhäusler – auch räumlich – isoliert auf der einen, der reiche Bauer im Pfarrer-Mayer-Haus auf der anderen Seite. Das dialektische Aufeinander-angewiesen-Sein der Schichten, die ja gerade durch die soziale Interaktion entstanden, wird noch nicht deutlich. Die meisten Besucher werden sich selbst schmeicheln und im Geiste ihre Vorfahren in einem der reichen Bauernhäuser ansiedeln. Das Gegenteil aber entspricht der Realität: Die Mehrzahl der Landbevölkerung lebte unter ärmlichen bis miserablen ökonomischen Bedingungen. In den Seldner-, Tagelöhner- und Armenhäusern müssen wir unsere Ahnen suchen. Dies auszusprechen, könnte ebenfalls eine interessante Aufgabe des Museums darstellen. Ob es auch publikumswirksam wäre, ist eine andere Frage.

Weitere «Pfade» könnten dieses Programm ergänzen, etwa zum Handwerk auf dem Dorf, einem Thema, dem das Hohenloher Freilandmuseum übrigens bereits eine langjährige Ausstellung und eine vorbildliche Dokumentation in Buchform widmete. Das gleiche gilt, nebenbei bemerkt, für die *Armenpflege in Württembergs Vergangenheit*, eine Dokumentation am Beispiel des bereits vorgestellten Armenhauses Hößlinsülz.

*Aus der Vergangenheit für die Zukunft schöpfen –
der Prototyp eines Museums von morgen?*

Das Hohenloher Freilandmuseum präsentiert sich, dies wird niemand bezweifeln, als modernes, auch für gesellschaftspolitische Fragen offenes Museum. Längst hat man sich in Wackershofen von der ursprünglichen Konzeption des banalen Aneinanderreihens von Bauernhäusern emanzipiert. Dieses Abqualifizieren der ersten Gestaltungspläne ist na-

türlich überspitzt, vielleicht ungerecht. Hatte man doch von Anfang an auch das Ensemble und die Darstellung der bäuerlichen Lebenswelt im Auge. Vergleicht man jedoch die heute angestrebte und teilweise bereits verwirklichte umfassende Darstellung der bäuerlichen Lebens- und Umwelt, die mehrdimensionale Vernetzung von Ökologie sowie Sozial- und Architekturgeschichte, so wird deutlich, daß das Hohenloher Freilandmuseum in völlig neue museale Bereiche vordringt. Ähnliche Pläne und Konzepte bestehen auch in anderen Museen des Landes; man denke dabei etwa an das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim.

Museen waren und sind auch immer ein Spiegelbild ihrer Zeit. Das museums- und geschichtsbegeisterte Bürgertum des 19. Jahrhunderts bewies sich selbst im Aufbau der ersten öffentlichen Museen – und begeisterte sich dabei paradoxerweise gerade an dem von Adel und Kirche geprägten Mittelalter. Eine demokratisierte Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg entdeckte die Lebenswelten der kleinen Leute als Forschungsgebiet. Das moderne Museum des späten 20. Jahrhunderts kann und soll bei aller angestrebten wissenschaftlichen Objektivität von den Fragen der Zeit nicht unberührt bleiben. Der blinde Fortschrittsglaube und das Vertrauen in die Technik sind brüchig geworden. Die Natur hat sich als verletzlich erwiesen, ja steht in nicht wenigen Bereichen kurz vor dem Kollaps. Nicht wenigen Zeitgenossen mag da das einfache Leben früherer Zeiten als verlockende Alternative erscheinen. Das Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen will durchaus dahin wirken, in dieser Richtung Fragen zu stellen. Die Antwort aber – auch dies wird klar – kann trotz Brennessel- und Bauernhof-Idylle nicht im Sozialromantizismus liegen. Aus der geschichtlichen Entwicklung, nämlich den historischen Errungenschaften, aber auch aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen, so könnte die Antwort lauten. Aus der Vergangenheit für die Zukunft schöpfen, diesem Ziel wird – bei themengerechter Umsetzung – die Zukunft der Museen gehören. In Wackershofen befindet sich somit vielleicht ein Prototyp des Museums von morgen!

Hohenloher Freilandmuseum

Postfach 100180 (Rathaus), 7170 Schwäbisch Hall

Geöffnet: April/Mai und Oktober von 10 bis 17.30 Uhr.

Juni bis September 9 bis 18 Uhr.

Montags geschlossen, auch für Gruppen.

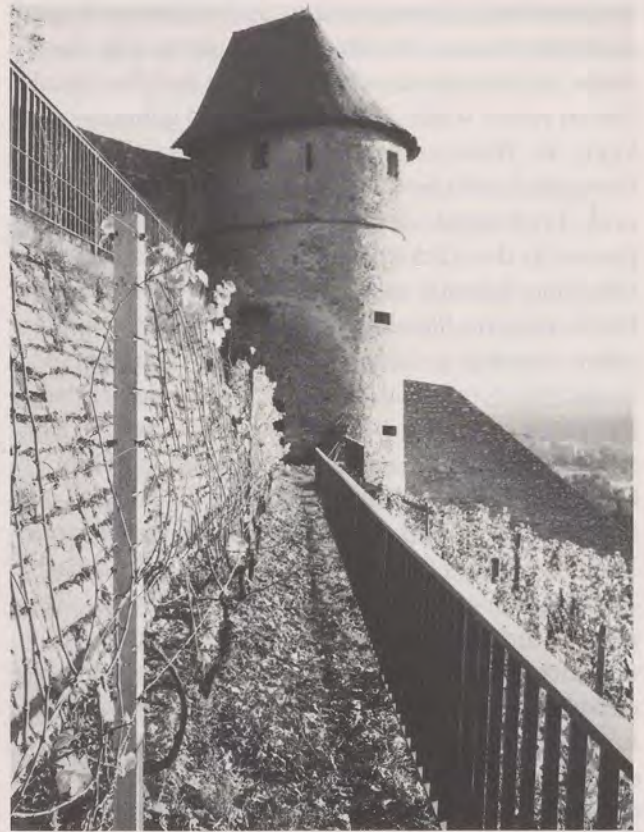
Eintrittspreis: Erwachsene DM 5.–, Kinder DM 2.50

Telefon (0791) 84061, Telefax 72737

In der «Schwäbischen Heimat» 1989/4 war auf Seite 391 unter dem Titel *Vaihinger Wahrzeichen als Forschungsobjekt* zu lesen, daß aufgrund einer Initiative der Stadtverwaltung die Baugeschichte der Burg fortgeschrieben werde. Anlaß war ein öffentlicher Vortrag zum Thema als eine Art Werkstattbericht. Inzwischen ist die Arbeit so weit gediehen, daß die Veröffentlichung vorbereitet wird.

Zwei wichtige Ergebnisse sollen hier vorweg mitgeteilt werden. Der Westturm im Zuge der äußeren Zwingermauer konnte durch eine dendrochronologische Untersuchung mehrerer Gerüstholzreste auf 1428–1430 datiert werden. Dadurch hat vor allem die Schießschartenforschung neue Impulse bekommen, denn in besagtem Turm sind neben zeitgemäßen Schlüsselscharten sehr fortschrittliche Schlitzmaul-Scharten verwendet, die bisher nirgends früher festgestellt werden konnten. Allerdings ergab ein Test für den Vaihinger Haspelturm das Jahr 1400. Aber dort ist durch weitere Holzproben und vor allem durch eine Bauuntersuchung noch zu klären, ob auch der obere Teil, in dem ähnliche Maulscharten liegen, so früh datiert werden kann.

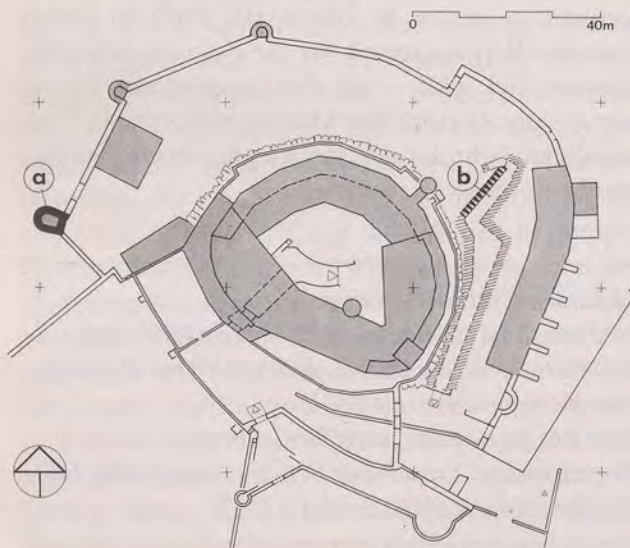
Das zweite Ergebnis ist gar keines, sondern eine offenbleibende Frage: Aus welcher Zeit stammen die «Kasematten» östlich der Kernburg im ehemaligen Burggraben? Die erste mögliche Antwort lautet: Sie gehören zur «Nachrüstung» der Burg unter Herzog Karl Alexander, ca. 1735. Dazu gab es nach mehreren Quellen bis vor dem Zweiten Weltkrieg einen Plan mit der Unterschrift des Herzogs. Weil dieser Plan offenbar im Krieg untergegangen ist, ergibt sich eine zweite mögliche Antwort: Sie stam-



Der Westturm von Burg Kaltenstein oberhalb von Vaihingen/Enz – in der Zeichnung mit a markiert – ist mit einer Holzuntersuchung jetzt auf 1428–1430 datiert.

men aus dem Jahr 1811. Zumindest gibt es eine entsprechende Notiz von einem Mitarbeiter der Staatlichen Hochbauverwaltung aus dem Jahre 1946 auf einer Zeichnung, die im Stadtarchiv Vaihingen an der Enz liegt. Danach stand diese Jahreszahl am südlichen Zugang zu den Kasematten, der in neuerer Zeit dann «umgestaltet» wurde und seitdem keine Jahreszahl mehr trägt. Eine Antwort auf diese Fragen wäre bauhistorisch wichtig, weil die Kasematten eine Galerie von zwölf, früher wohl dreizehn, interessanten Schießscharten enthält, eine Anlage, die es im weiteren Umkreis nicht wieder gibt.

Das Fehlen der Kasematten-Baukante in den frühesten Plänen der großen Landesvermessung, obwohl den Schraffen nach der Graben noch nicht endgültig verfüllt war, macht eine Antwort nicht leichter. Schließlich war das Bauwerk mit den Schießscharten nicht zu übersehen, andererseits begann die Landesvermessung erst um 1820. Stammen die Kasematten gar erst aus der Zeit danach? Im Jahre 1842 wurde die Burg dann «Arbeitshaus».



Fotografie im ländlichen Raum – Fragen an einen Fellbacher Nachlaß

Ralf Beckmann

Eine alltägliche Situation für historische Museen: Ein altes Fotogeschäft macht zu, der Nachlaß wird dem städtischen Museum angeboten. Was tun? Natürlich ist man über die Aufnahmen des Stadtbildes, über die Fotos aus Gewerbe und Handwerk froh. Aber was ist von den zahllosen Atelieraufnahmen zu erwarten?

Bei der Durchsicht der alten Studioaufnahmen befällt den Betrachter schnell eine gewisse Ratlosigkeit. Allzu gleichartig muten uns heute die steifen Mienen und die staubigen Kulissen an. Lohnt sich überhaupt eine Aufarbeitung? In Fellbach haben sich Stadtmuseum und Archiv hierzu entschlossen und einen durchaus durchschnittlichen Nachlaß intensiv aufgearbeitet und zu einer Ausstellung zusammengestellt. Angesichts der großen Defizite bei der Erforschung der Massenfotografie des 20. Jahrhunderts können hier nur Fragen formuliert und Themen angedeutet werden.

Der Nachlaß des 1910 in Fellbach gegründeten Fotoateliers Utz, der 1989 vom Stadtmuseum übernommen wurde, enthält ca. 5000 Fotografien, Glasplatten und Rollfilme von Atelieraufnahmen: Auftragsarbeiten sowie Privatfotos. Hinzu kommen Kameras und weitere Gerätschaften aus Atelier und Labor.

Heute nehmen wir wie selbstverständlich jeden Tag eine Flut von Bildern auf. Früher war «das Bild» aber keineswegs selbstverständlich. Seine Herstellung war umständlich und teuer, ein Privileg der Reichen. Denkt man ferner an den Bildersturm der Reformation, so wird zudem deutlich, daß es im Laufe der Neuzeit grundsätzliche Einwände gegen das Medium Bild gab.

Der entscheidende Schritt hin zum modernen Umgang mit dem Medium Bild ist sicherlich die auf das Jahr 1839 datierte Erfindung der Fotografie gewesen, nach ihrem Erfinder Louis Daguerre die Daguerrotypie genannt. Sie macht zunächst in den Metropolen des 19. Jahrhunderts rasche Fortschritte. Die Ateliers waren strikt auf die größeren Städte beschränkt. Doch selbst in Stuttgart, so bleibt einzuschränken, gab es zunächst nur wenig zahlungskräftiges Publikum aus dem Bürgertum¹.

Schließlich war die Daguerrotypie so teuer, daß sie sich nur Wohlhabende leisten konnten. Auch war sie, im Unterschied zu den späteren mit Negativen arbeitenden Verfahren, ein Unikat. Vor allem die Kollodiumverfahren seit etwa 1865 und dann die Trockenegative zwanzig Jahre später ermöglichten

es dann auch den einfachen Leuten, sich vereinzelt Aufnahmen gerahmt mit nach Hause zu nehmen.

Pietistische Vorbehalte: Gottes Bild kann durch keine menschliche Maschine festgehalten werden

In das große Pfarrdorf Fellbach zog die Fotografie trotz der Nähe zu Stuttgart und zu den Oberamtsstädten Cannstatt und Waiblingen erst spät ein. Die Durchsetzung des Mediums Fotografie war, so verstanden, eines der Symptome für die Annäherung des seiner ländlichen Herkunft verpflichteten Fellbach an die Industrieregion Stuttgart.



*Aus Johann Arndt «6 Bücher vom wahren Christentum»:
«... ein verkehrtes Bild worden, nämlich aus dem Bilde Gottes
ein Bild des Satans.»*



Einem unbekanntem Wanderfotografen gelingt es nur unvollständig, in einem Hof des Dorfes Oeffingen bei Fellbach einen Atelierhintergrund herzustellen: Die Familie ist zu groß, als daß sie vor dem Tuch, das zwischen zwei Stöcke gespannt ist, Platz hätte.

Für diese Verzögerung lassen sich neben anderen auch lokale Ursachen finden. Otto Utz hatte bei der Gründung seines Ateliers Schwierigkeiten, überhaupt Kundschaft zu gewinnen. Die Alt-Fellbacher hatten als strenge Pietisten eine ablehnende Haltung zu allem, was nach «Repräsentation» roch. Die rasche Industrialisierung der Region Stuttgart in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Unruhe, die sie in den bäuerlichen Ort brachte, wurde bisweilen mit Mißtrauen verfolgt.

Ein auf pietistisches Denken bezogener Vorbehalt kam hinzu. Auch wenn Pietisten sich an anderer Stelle freimütig über «Das Bildnis» äußerten, so weisen manche Indizien in diese, oft zu schnell «fortschrittsfeindlich» genannte Richtung. Daß die Fotografie in die Nähe der Eitelkeit gerückt wurde, war nämlich nicht neu. *Flüchtige Spiegelbilder festhalten zu wollen*, so hieß es im *Leipziger Stadtanzeiger* bereits unmittelbar nach Bekanntgabe der neuen Erfindung, *dies ist nicht bloß ein Ding der Unmöglichkeit (...), sondern schon der Wunsch, dies zu wollen, ist eine Gotteslästerung. Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, und Gottes Bild kann durch keine menschliche Maschine festgehalten werden*².

Und Johann Arndts Werk *6 Bücher vom wahren Christentum*, eine der meistgelesenen Schriften in der «Stunde», den pietistischen Zusammenkünften, zeigt in einer Auflage den Holzschnitt einer Camera obscura mit der Unterschrift *Verfinstert und verkehrt*. Der Kommentar zur Wirkung der Linse: *Da geschieht es, daß die Leute, die auf der Gasse vorübergehen, in der Stube gesehen werden, aber doch also, daß sie ganz verkehrt auf den Köpfen gehen. Hiermit wird angedeutet, daß der Mensch durch den kläglichen Sündenfall in seinem Herzen und Verstand, leider! ganz verfinstert, ja ein verkehrtes Bild worden, nämlich aus dem Bilde Gottes ein Bild des Satans*³.

Berufsinstanz dieser strenggläubigen Stimmen war jeweils das Gebot Mose: *Du sollst Dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, ... 2. Mose 20, 4.*

Interessant für unseren Rückblick ist insbesondere, daß zur Frühzeit der Fotografie Einwände christlich-ethischer Art mit solchen vermengt waren, die die Tauglichkeit der neuen Technik zur Herstellung eines korrekten Abbilds bezweifelten. Diese Stimmen kamen z. T. auch seitens der Pietismusgegner. Hierfür als Beispiel die Stellungnahme des württembergischen Theologieprofessors Theodor Vischer

zum Daguerrotyp: *Hier sieht man, daß die gemeine Wahrheit die volle Unwahrheit ist, weil es blos eine vereinzelte mechanische Kopie liefert, welche nur durch wirkliche Beziehung jener (künstlerischen Vervielfältigungsmittel, d. V.) sich (zu einem wahren Bilde, d. V.) vermehren läßt.* Dagegen bescheinigt Vischer dem neuen Medium bei der Abbildung *leblos unbeweglicher Gegenstände* durchaus Unbedenklichkeit⁴.

Eine kleine Episode aus Paul Sinners Tübinger Atelier weist schließlich darauf hin, daß es sich hier nicht um einen Streit unter Gebildeten handelt, sondern daß Bedenken gegen das Foto in Pietistenkreisen verbreitet waren. Drei Schwestern aus dem Schwarzwald hatten sich im Jahre 1868 in Tübingen ablichten lassen und sich für dieses Tun in einem dem Foto beigelegten Begleitschreiben ausführlich gerechtfertigt. Das Porträt sei nach Befragung des Herrn, einem Gebet sowie in frommster Absicht angefertigt worden. Sie verschenkten es aus Liebe zum Herrn und nicht aus Eitelkeit⁵.

Und in seinen Lebenserinnerungen, niedergeschrieben in seinem Todesjahr 1957, hält Otto Utz eine Episode aus dem Remstal fest: *Beim Besuch einer alten Tante auf dem Lande sagt sie zu dem Fotografenlehrling: «Was, einen solch gottlosen Beruf läßt Dich Dein Vater lernen, das Ebenbild Gottes nachzumachen?»*

Wanderfotografen im Flecken, seit 1910 Atelier Otto Utz: Mit Alltagskleidern ins Studio, den Sonntagsstaat im Korb

Auch die Fellbacher Pietisten hatten die Bibel und ihren Arndt wohl gelesen; und so läßt sich ihre Zurückhaltung beim Besuch des Utzschen Ateliers vermutlich auch mit ihrer religiösen Gesinnung erklären. Hinzu kommt sicher ein Moment des Beharrens im bäuerlichen Denken, auf das Pierre Bourdieu für Frankreich hinweist: *Die Fotografie erscheint hier als Luxus. Das bäuerliche Ethos macht es zur Pflicht, Geld zunächst in die Vergrößerung des ererbten Besitzes oder zur Erneuerung des landwirtschaftlichen Geräts und erst dann in Verbrauchsgüter zu investieren*⁶.

Die ältesten im Ort überlieferten Daguerrotypen aus der Zeit um 1855 zeigen Mitglieder der Lehrer- und Musikerfamilie Auberlen. Sie waren nach Stuttgart gewandert, um sich porträtieren zu lassen. Mit dem «nassen Verfahren» ca. 1865 wurden die Bilder dann etwas preiswerter. Doch erst seit 1880 kamen mit dem Trocken negativverfahren jene Wanderfotografen auf, die in den kleineren Gemeinden Württembergs die ersten Aufnahmen lieferten. Sie zogen mit ihren Kameras durch die Orte, ließen die Bewohner der Häuser vor diesen Platz nehmen, machten das Foto und kamen nach Tagen wieder, um die



Oben: Konfirmandin, 20er Jahre.

Unten: Verlobung, 50er Jahre.





Werbetafel – Emaille auf Blech – von Otto Utz, der sich 1910 in der Gemeinde Fellbach mit damals 5000 Einwohnern selbstständig gemacht hatte.

Aufnahme der Familie fertig gerahmt zu verkaufen. Auch die Mitglieder von Vereinen und vereinzelt Betriebe mit ihren Belegschaften wurden aufgenommen.

Interessante Vorgänger der späteren Atelierfotografie sind jene Aufnahmen, bei denen der Wanderfotograf den Gruppenaufnahmen im Freien eine Studioatmosphäre zu vermitteln suchte: Mit Tischdecken und dergleichen wurde ein künstlicher Hintergrund geschaffen. In den 1870er und 1880er Jahren eröffneten in den Oberamtsstädten Cannstatt und Waiblingen Ateliers, aus denen vereinzelt Aufnahmen Fellbacher Familien überliefert sind.

Im Jahre 1910 wagte der Fotograf Otto Utz im Wengertendorf Fellbach mit ca. 5000 Einwohnern den Schritt in die Selbständigkeit. Er ließ ein Atelier in den Ausmaßen sechs auf elf Meter an das gekaufte Wohnhaus im *Hypothekenviertel*, so wurde das Neubaugebiet der «Fabrikler» von den alteingesessenen Wengertern genannt, anbauen.

Utz hatte lange Jahre selbst als Wanderfotograf und in zahlreichen der Fotografie verwandten Berufen und Stellungen gearbeitet und beherrschte daher Lichtdruck, Retusche, nasses und trockenes Verfahren etc. Doch reichte das Fotografieren für ihn in der ersten Zeit nur zu einem Zusatzverdienst neben anderen Beschäftigungen. Unter der Woche machte seine Frau Berta die Atelierarbeit.

Doch unter der Woche war nicht viel zu tun. Und wenn die Fellbacher kamen, wollten sie nicht als Müßiggänger angesehen werden: Die «Kundschaft» kam wochentags in Alltagskleidern ins Stu-

dio, wo dann der Sonntagsstaat aus dem Korb geholt wurde. Und betrachtet man die so entstandenen Familienporträts, so will einem an den Mienen und an dem fromm aufs Erbauungsbuch gesenkten Blick der Mütter wirklich scheinen, als seien die Fellbacher Porträts besonders streng ausgefallen.

Massenware idealisiertes Porträt – fotografischer Mitläufer der Nationalsozialisten?

Gemeinhin gilt heute das, was auf einer alten Fotografie zu sehen ist, als Abbild damaliger Wirklichkeit. Hier nun soll eine andere Perspektive gewählt sein: Die Fotografie als Auftragsarbeit, als bildliche Dokumentation eines Sachverhalts soll selbst Thema sein und auf seine Stichhaltigkeit untersucht werden.

Denn historische Fotos haben fast am wenigsten mit dem zu tun, als was sie heute bei Dokumentationen wie selbstverständlich benutzt, eher müßte man sagen, ausgenutzt werden: Eine Abbildung von vergangener Wirklichkeit zu sein.

Die Fotografie war und ist – als Atelierfotografie zumal – Darstellung eines bestellten Ideals von sich und einer dazugehörenden Gruppe. Daß sie bei ihrer Vorgehensweise nicht umhin kommt, auch Teile der vergangenen Wirklichkeit preiszugeben, ist hierzu kein Widerspruch. Die Fotografie vollzieht dies eben nach Maßgabe von Bildausschnitt, Gestik, Kleidung, Arrangement, Retusche etc., also auf die vom Auftraggeber und vom Fotografen eigentümlich verdrehte Weise.



Oben: Oktoberfest 1934 der Hitlerjugend an der Alten Kelter in Fellbach.

Unten: Familienfoto – das Bild des Sohnes – hintere Reihe, zweiter von links –, der 1916 gestorben war, wurde nachträglich eingeklebt.



Die Nachfrage nach Fotografien fand zum ganz überwiegenden Teil im Bereich des Studioporträts statt; und der Fotograf, der von seiner Kunst leben wollte, war gezwungen, sich dieser Nachfrage zu stellen. Was er daneben betrieb, was er mit der Kamera sonst hervorbringen wußte, diese künstlerische oder bisweilen auch dokumentarische Seite war zunächst sein Privatvergnügen. Hier haben wir es mit der Massenfotografie zu tun, und diese war über Jahrzehnte hinweg dominiert vom Porträt.

Allgemein läßt sich behaupten: Was als *Geschichte der Fotografie* in zahlreichen Darstellungen – gerade zu den gängigen Jubiläumsdaten – überliefert ist, geht an der Wirksamkeit der Fotografie für den Alltag der Menschen weitgehend vorbei. Zumal auf dem Lande. Vorherrschend war eben ein ganz handfestes Bedürfnis der Kundschaft nach einem vorzeigbaren, am besten aber nach einem Idealbild, das der Fotograf dann auf Platte bannte.

Warum geht die Familie bei der Einberufung des Sohnes an die Front ins Atelier? Wenn der Sohn schon fürs Vaterland hergegeben wird, dann soll die Familie auch über dessen physische Existenz hinaus als intakte, zusammengehörige Gruppe «schwarz-

auf-weiß» auf Dauer festgehalten werden. Es waren also bei allem Ritual und bei aller Steifheit der Atelierfotografie doch Bedürfnisse des Alltagslebens, die ihr zugrunde lagen.

Ein weiteres Beispiel für Fotografie als parteiliche Auftragsarbeit ist der Nationalsozialismus. Kann ein kritischer und auf objektive Dokumentation bedachter Handwerker der Kamera eigentlich solche Fotos der von oben befohlenen und inszenierten Nazi-Feste machen, wie sie von Otto Utz etwa zur Herbstfeier der HJ überliefert sind? Eine Auftragsarbeit für die HJ vielleicht – oder ist da schon jene innere Einstellung erforderlich, die sich von der Bildersprache der Nazis hat einnebeln lassen?

Heute sticht das Gewollte dieser Blut-und-Boden-Veranstaltung ins Auge. Ernst Bloch hat auf die Gefährlichkeit der Nazi-Bildersprache hingewiesen, und zugleich darauf, daß sie in keiner Hinsicht neue Bilder und Symbole verwendet – dafür aber die alten sehr gezielt⁷.

Otto Borst stellt in seinem vor einem Jahr erschienenen Fellbach-Buch für 1933 fest, der Ort schein *einem Zeitalter der Feste entgegenzugehen*⁸. Scheinbare Volks-«Gemeinschaft» in Bilder umzusetzen und so



Alt-Fellbacher Küche, aufgenommen 1936. Das vermeintliche Bild der guten alten Zeit soll einen Fortschritt dokumentieren: Der Kohleherd ist durch einen Elektroherd ersetzt. Die Hefekränze sind in einem Backgang hergestellt.

Gestalt gewinnen zu lassen, das war einer der Tricks der Nazis zur Vereinnahmung der Massen; bekanntestes Beispiel: «Triumph des Willens»⁹.

Ist Otto Utz bei den Aufnahmen, die von ihm überliefert sind, darauf hereingefallen? War er, auch wenn er selbst kein Scharfmacher der Partei war, ein Nazi-Fotograf wie Hitler-Leibfotograf H. Hoffmann? Oder hat er nur in schwieriger Zeit versucht, mit der Kamera festzuhalten, was ihm Auftraggeber zu bezahlen versprochen? Was das Archiv hier nicht hergibt, es läßt sich den Fotografien nur schwer entnehmen.

Retusche, Montage, Bildausschnitt:

Wie wirklich ist die Wirklichkeit der Fotografie?

Ein Vergleich der Wirklichkeit auf Fotos mit der historischen Wirklichkeit kann im Falle der Familienfotos noch am leichtesten gelingen. Was ist gestellte Perspektive, was eigens für das Konterfei ausgeliehenes Utensil, was womöglich Zutun des Retuscheurs? Hier sind Vergleiche wohl möglich. Doch wie verhält sich dies mit Vereins- und Gruppenaufnahmen, mit Darstellungen von Gebäuden und Straßen, wenn vergleichbare Abbildungen fehlen?

Ein Fellbacher Beispiel: Ein in Darstellungen der «guten alten Zeit» verwendetes Beispiel für eine «bäuerliche Küche vor der Industrialisierung» zeigt eine ältere Frau am Herd mit zwei weiteren Frauen, rechts sieht man Tellerborde in den Raum ragen. Das Foto wurde vom Auftraggeber Neckarwerke aufbewahrt und inventarisiert. Durch diesen recht seltenen Umstand läßt sich das Gegenteil der Beweisabsicht von der «guten alten Zeit» darlegen. Das Foto wurde 1936 vermutlich von Otto Utz beim Fellbacher Weingärtner F. S. aufgenommen, um *Elektrizität in der Landwirtschaft bei den Fellbacher Weingärtnern* zu dokumentieren. Dies geschah im Rahmen eines *Versuch(s) des Reichskuratoriums für Technik in der Landwirtschaft, der die Küche(n) mit den alten Kohleherden vorher bzw. mit den neu installierten Elektrovollherden* – so ist diese Fotoserie im Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg in Hohenheim verzeichnet – einander gegenübergestellt. Die ältere Frau zerteilt bei näherem Hinsehen einen der zahlreichen in einem Backgang hergestellten Hefekränze. Wenn sich etwas auf den Gesichtern der drei in der Küche tätigen Frauen abzeichnet, dann ist es die Freude über den neuen Elektrovollherd und nicht das Hängen an der alten Zeit, die wir vielleicht meinen könnten.

Sicher ein kleines, aber doch auch ein deutliches Beispiel dafür, wie sehr das Zustandekommen eines

Fotos als Auftragsarbeit Aufschluß auch über dessen Inhalt geben kann.

Doch zurück zur Atelierfotografie. Natürlich kann das Thema «Bild und Wirklichkeit» nicht auskommen ohne den Hinweis auf die technischen Verfahren zur Manipulation des fertigen Fotos. Positiv- und Negativretusche waren keineswegs die Ausnahme, sondern regelmäßig eingesetztes Mittel, ein Porträt dem bestellten Idealbild anzunähern. Hier wurde die Nase etwas gekürzt, dort die Taille etwas nachgeschlankt: Ohne diese «Nachbehandlung» ging kaum ein Foto an die Kundschaft, die schließlich ein «schönes» Bild bestellt hatte.

Natürlich gab es Beschwerden über diese «unehrlichen» Methoden: . . . *und als dann späterhin die Negativretusche, mit welcher der schlechte Maler sich an der Fotografie rächte, allgemein üblich wurde, setzte ein jäher Verfall des Geschmacks ein. Das war die Zeit, da die Fotografiealben sich zu füllen begannen*, beklagte sich Walter Benjamin über den Abstieg der Fotografie, die doch immerhin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts künstlerische Ambitionen entwickelt hatte¹⁰.

Im Bereich der Fotomontage gibt es bei Otto Utz zwei Gattungen: Die nachträglich ergänzte Gruppenaufnahme im Atelier sowie – in jedem Heimatmuseum vorhanden – das in einen gemalten Hintergrund montierte Gruppenbild, zumeist Kompanien oder Vereine. Erstere bringt Zweck und Absicht der Atelierfotografie noch einmal deutlich zum Ausdruck: Der an der Front gefallene oder nur abwesende Sohn muß entgegen jeder Realität mit aufs Bild –, die Zusammengehörigkeit der Familie soll eben schwarz auf weiß festgehalten werden.

Stationen des Lebens:

Genres der Atelierfotografie

Die Familie sieht sich an einem Ort der Privatheit, der guten Stube. Sie ist dort traut beisammen – dies vielleicht die wichtigste Botschaft. Auch wenn die Tochter weggeheiratet hat –, das fotografische Bildnis «beweist», daß die Familie zusammenhält und zusammen gehört, daß sie der Ort ist für all die konservativen Werte: Heimeligkeit, Glück, strenggläubige Disziplin, Bescheidenheit.

So zeigt sich, daß nicht Wirklichkeit auf Zelluloid gebannt wird. Der Kunde wünscht ein Abbild, das seinem Ideal einen Beweis liefert. Kann dieser Beweis überhaupt gelingen? Die Fellbacher Kunden waren offensichtlich zufrieden. Das Konterfei des Soldaten in Uniform etwa, bevor er ins Feld zieht, zeigt: Im Innersten steht er zur Familie. So bleibt die Fotografie Mittel des Beharrens, der Erhaltung von



Der erfolgreiche Schuljahresabschluß wird erst vollständig mit dem Klassenfoto.

Imaginationen einer «heilen Welt» in Form der Familie, die scheinbar doch so natürlich zusammengewachsen ist.

Die anderen Genres von Atelieraufnahmen passen durchaus in dieses Schema. Fotografiert wurden «Stationen des Lebens, Stationen der Bewährung». Gemeint sind: Auf dem Arm der Mutter / Auf dem Bärenfell, Mein erster Schultag, Konfirmation, Die Einberufung, Heimaturlaub, Hochzeit, Familienfeste wie Geburtstag oder Goldene Hochzeit. Diese Stationen passen gut zur Technik und zur Steifheit der Atelieraufnahmen. Was gerahmt ein Leben lang an diese Stationen erinnert, das sind nicht Porträts im eigentlichen Sinne, sondern Dokumentationen von erfolgreich bestandenen Stationen der Bewährung des Individuums.

Das kennt man heute noch, selbst im Zeitalter der Bilderschwemme: *Recht freundlich bitte!* Diese Aufforderung bringt äußerste Anstrengung in die Mienen. Wer fotografiert werden will oder auch soll, der strengt sich an, so auszusehen, wie es die eigene Rolle verlangt. Walter Benjamin in seinen Erinnerungen zum Atelierbesuch: *Darum wurde ich so ratlos, wenn man Ähnlichkeit mit mir selbst verlangte. Das war beim Fotografen.*

Interessanterweise sieht Pierre Bourdieu in seiner

Darstellung französischer Verhältnisse das Ritual des Zum-Fotografen-Gehens als Fortsetzung der alten ländlichen Bräuche. Ihm zufolge liegt der letztliche Erfolg des Fotos darin, *daß es alte, ihm vorausliegende Funktionen wahrnimmt, nämlich die hohen Zeitpunkte des kollektiven Lebens einzufangen und auf Dauerhaftigkeit zu stellen. Die Hochzeitsphotographie wurde deshalb so schnell und allgemein akzeptiert*¹¹.

Wie wichtig eine solche Aufnahme umgekehrt für das Ritual selbst ist, zeigt das Porträt eines Fellbacher Paares, das ausdrücklich mit dem Hinweis kommentiert wurde: *Dies Bild haben die Eltern ohne Anlaß machen lassen, weil sie bei der Hochzeit keinen Fotografen dabei hatten.* Was ist denn schon eine Hochzeit ohne einen bestellten Fotografen? Eine Veranstaltung, die der Vergessenheit anheimzufallen droht. Fast scheint die Welt auf dem Kopf zu stehen, in der Art etwa: Eine Hochzeit ist dazu da, um sich am Bild von ihr ein Leben lang zu erfreuen.

Pierre Bourdieu: Das Familienalbum drückt die Wahrheit der sozialen Erinnerung aus

Fotografien zu Alben wie zur Dekoration, so pries ein Stuttgarter Fotograf 1860 seine Erzeugnisse an, und dies war tatsächlich über Jahrzehnte hin die Haupt-



Typisches Foto einer Fellbacher Hochzeit; bis in die 20er Jahre trug die Braut übrigens schwarz.

verwendung der Fotografie. Sie war zum einen Nachfolgerin der Poesiealben und Stammbücher des 19. Jahrhunderts. Das klassische Fotoalbum der Zeit um 1870 bis 1914 vereinigte die Atelierporträts der lieben Familie, es war auf dem Lande aber nicht verbreitet. Mit Beginn der Amateurfotografie in den 20er Jahren wurde dann das «Knipsen-Familien-Album» populär.

Abseits der großen Ateliers konnte man sich eher das einzelne, gerahmte Hochzeits- oder Familienfoto leisten, das neben dem populären Kupferstich oder der Chromolithographie mit zumeist erbaulichen oder religiösen Motiven Platz fand. Diese Verwendung entspricht, darauf ist ausdrücklich hinzuweisen, dem Bildinhalt in perfekter Weise. Die wichtigsten Stationen der eigenen – modern ausgedrückt – Karriere sind festgehalten und bieten den Dargestellten im Wohnzimmer Anlaß zu Stolz und Zufriedenheit, die auch der Besucher beachten muß.

Und heute? Folgt man der Darstellung von Pierre Bourdieu, so entsteht mit der modernen Fotografie ein neues Genre von Familienfotos. Schnappschüsse und Momentaufnahmen zeigen Familie und Freunde so, wie man sie – vor allem in der Freizeit – tatsächlich erlebt und gesehen hat. Der Schnappschuß hält die besonderen Gesten, etwa der Kinder in den verschiedenen Altersstufen, fest

wie auch die Situationen, in denen sie sich bewegen, z. B. im Urlaub. Diese Art von «Privatfotos» dient ganz der internen Verständigung der Familienmitglieder und stellt insofern einen Gegensatz zu den gespreizten Aufnahmen der Ateliers dar.

So wie die herkömmliche Atelierfotografie, so läßt sich diese Gattung Massenfotografie an Kunstkriterien nicht messen. Denn auch hier ist nicht Kunst die Absicht, sondern die Erinnerung an Vergangenes; im einen Fall hat dieses Vergangene mehr mit erlebter Wirklichkeit zu tun, im anderen mehr mit einem Wunschbild von ihr. Doch ist die «steife», beim Fotografen bestellte Aufnahme bis in die heutige Zeit nicht hinfällig geworden. Sie existiert parallel zum Knipsenalbum und liefert die Bilder «zum Vorzeigen» – als Wandschmuck oder im Album. Geändert hat sich also an den «Stationen des Lebens» kaum etwas.

Der Nachlaß von Otto Utz ist in der Ausstellung «Die Linse muß vollkommen klar und poliert sein –! Das Fotoatelier Otto Utz in Fellbach 1910–1960» im Stadtmuseum Fellbach, Hintere Straße 26, bis zum 14. Oktober 1991 zu sehen.

Öffnungszeiten: Donnerstag, Samstag, Sonntag jeweils 14–18 Uhr.

Telefon: (0711)5851-391.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Joachim Siener: Die Photographie und Stuttgart 1839–1900. Stuttgart 1989, S. 53.
- 2 Zitiert nach Benjamin: Kleine Geschichte der Fotografie. In: Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt 1972, S. 68.
- 3 Neue Stereotyp-Ausgabe, Stuttgart bei Steinkopf o. J., ca. 1855.
- 4 Th. Vischer: Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Reutlingen/Leipzig 1854, S. 676 und 768.
- 5 Vgl. Irmgard Hampp: «Du sollst Dir kein Bildnis machen...» Der schwäbische Pietismus und die frühe Photographie. In:

- Beiträge zur Film-Bild-Ton-Arbeit der Landesbildstellen Baden und Württemberg, Jg. 1964, S. 42–44.
- 6 Pierre Bourdieu: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie. Frankfurt/M. 1981, S. 59.
 - 7 Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt 1962, S. 126 ff.
 - 8 Otto Borst: Fellbach. Eine schwäbische Stadtgeschichte. Stuttgart 1990, S. 304.
 - 9 Vgl. Rolf Sachsse: Bild – Medium – Wirklichkeit. In: Fotovision. Projekt Fotografie nach 150 Jahren. Hrsg. vom Sprengel-Museum Hannover, Hannover 1988, S. 48 f.
 - 10 W. Benjamin, s. o., S. 77.
 - 11 P. Bourdieu, s. o., S. 31 f.



Der Runde Berg aus der Luft fotografiert, von Südwesten her. Auf der Hochfläche wurde ein alamannischer Fürstensitz ausgegraben. Im hohen Mittelalter wird dann die Burg Hohenurach erbaut. Dahinter im Ermstal die westlichen und östlichen Ausläufer von Bad Urach.

Der Runde Berg bei Bad Urach – Ein Zeugenberg der alamannischen Geschichte

Dieter Kapff

Mit seiner regelmäßigen runden Form fällt er dem Betrachter, der sich ermsaufwärts Bad Urach nähert, gleich ins Auge, obwohl er sich etwas versteckt und in den Hintergrund drückt: der Runde Berg. 250 Meter hoch liegt das Bergplateau mit seinen steilen Hängen über den Seitentälern, dem Brühl und dem Maisental, in denen Bäche der Erms zustreben. Ein Berg wie aus dem Bilderbuch – und wie geschaffen für eine krönende Burg. Doch die erwartete Ritterburg sucht der Wanderer dort vergebens, obgleich doch dieser Berg bis ins 18. Jahrhundert hinein den Namen Hohenburg getragen hat. Das Wort Burg findet dennoch in der Geschichte dieses Berges seine Bestätigung.

Der Runde Berg gehört gewiß zu den markantesten historischen Stätten im Lande. Seine Bedeutung ist längst erkannt, wenn sie auch früher mitunter falsch gesehen wurde. Und doch hat es lange gedauert, bis der Berg das Ziel systematischer wissenschaftlicher Erforschung wurde, bis die Archäologen den Schleier des Geheimnisses, der ihn umgibt, etwas lüfteten. 1967 bis 1984 fanden durch die Kommission für Alamannische Altertumskunde bei der Heidelberger Akademie der Wissenschaften Ausgrabungen statt, die viele, zum Teil sehr überraschende Ergebnisse zeitigten. Die archäologischen Grabungen blieben – der Lage entsprechend – ohne großes Aufsehen. Durch den Tod dreier Wissenschaftler (Professor V. Milošević, R. Christlein, J. Stadelmann) wurden sie behindert, 1984 dann beendet, ohne abgeschlossen zu sein. Die Arbeiten führten B. Kaschau und U. Koch weiter, doch wird man auf die Auswertung der Grabungsergebnisse noch eine Weile warten müssen. Der Runde Berg erweist sich, im übertragenen Sinne, als schwer zugänglich für den an der Heimatgeschichte interessierten Laien. Ein kleiner Streifzug durch die Geschichte soll den Leser dem Ziel näher bringen.

Schutz auf Bergeshöhen

Wenig nur wissen auch die Wissenschaftler über den Berg in vorgeschichtlicher Zeit. Lesefunde bestätigen nur die kaum überraschende Annahme, daß jungsteinzeitliche Jäger über sein Plateau und seine Hänge streiften, dem Wild auf der Spur. Zu einer Zeit, als anderswo auf der Schwäbischen Alb Menschen in Höhensiedlungen Schutz suchten, scheint der Runde Berg, fernab vom guten Ackerland gelegen, dafür nicht geeignet gewesen zu sein.

Das hat sich in der frühen Bronzezeit (etwa um 1700 v. Chr.) geändert. Aus jener Zeit stammen Siedlungsspuren auf dem Plateau, die aber vor der Mittleren Bronzezeit (ca. 1500) enden. Eine größere Siedlung hat dann wieder in der Urnenfelderzeit (nach 1200) auf dem Runden Berg bestanden. Ob der Schutz-Gedanke allein für die Platzwahl ausschlaggebend war oder ob auch die Verkehrsverbindungen über die Alb ins Donautal eine Rolle spielten, ist schwer zu entscheiden. Immerhin waren die steilen Hänge des 711 Meter hohen Bergkegels leicht zu verteidigen. Das gleiche gilt für den bequemeren Zugang, einen hundert Meter langen, an der engsten Stelle nur drei Meter breiten Grat, der das Bergplateau mit der Albhochfläche beim ehemaligen Rutschenhof verbindet.

Pferdekoppeln auf der Alb

Sicherheit benötigten nicht nur die Bronzegießer, die mit wertvollem Material arbeiteten. Auch die übrige Bevölkerung auf dem Runden Berg hatte sich, nach den archäologischen Funden zu schließen, mit landwirtschaftlicher und handwerklicher Produktion einen überdurchschnittlichen Wohlstand erarbeitet, der den Neid der Nachbarn erregte. Gutes «Geld» verdient haben die Menschen auf dem Runden Berg damals auch mit der Aufzucht von Pferden, die sich erstmals nachweisen lassen. Die Schwäbische Alb bot dafür geeignetes Weideland. Der Gebietsname Alb, z. B. *Hintere Alb* bei St. Johann, bedeutet «Weide, nährender Berg». Und so ist es kein Zufall, daß es in der Nähe des Runden Bergs Namenszeugnisse für die Pferdezucht aus der Neuzeit gibt: den Gestütshof Güterstein und den Fohlenhof. Pferde als Reit- oder Zugtiere waren ein kostbarer Besitz. Offenbar hatten die Pferdefreunde schon Beziehungen bis nach Ungarn, wie eine Pferdetrense erkennen läßt.

Erstaunlich ist, daß es aus der Hallstatt- und Latènezeit keine Funde vom Runden Berg gibt. Auch aus römischer Zeit wurden nur spärliche Überreste aus einer zivilen Niederlassung der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. gemacht. Das Hauptgewicht der Funde und Befunde und die mit Abstand größte Bedeutung des Berges liegen in der Frühgeschichte. Mit der Alamannenzeit setzt die gründlichere Erforschung durch die Archäologen ein, wird der Runde Berg zu einer einzigartigen Geschichtsquelle.



Bleimodel zur Herstellung einer Vogelfibel aus der Zeit um 500.



Vogelfibel, Silber vergoldet, aus jener Zeit.

Berg der Alamannen

Wann genau sich die Alamannen auf dem Berg festsetzten, ist unklar. Nachdem der Limes überrannt und die römischen Landgüter und Siedlungen längst geplündert waren, ließen sie sich, des Umherziehens müde, hier nieder. War es noch am Ende des 3. Jahrhunderts oder erst im 4. Jahrhundert? Vielleicht suchte ein Trupp dort auch Schutz vor Militärexpeditionen der Römer, die im 3. und 4. Jahrhundert Gegenstöße ins aufgegebene einstige Reichsgebiet unternahmen.

Jedenfalls ungefähr «um 300» begann die erste Phase alamannischer Besiedelung des 120 Meter langen und 40 Meter breiten, etwa ovalen Bergplateaus. Entlang der Hangkante errichteten die Bewohner eine Randbefestigung, die sich im Boden durch zwei Reihen von im Abstand von zwei Metern angebrachten Löchern abzeichnet. In diesen, in den Felsen eingehauenen Gruben steckten mächtige Pfosten. Zwischen den Pfostenreihen blieb 2,5 bis 3 Meter Raum für die Auffüllung dieser *Doppelpfostenmauer* mit Erde und Steinen. Von der im Südosten gelegenen Spitze des Bergplateaus reichte diese «Befestigung 1» an der Nord- und an der Südseite etwa 80 Meter nach Westen, bog dann um und teilte das Plateau in einen östlichen, umwehrten und in einen westlichen, offenen Bereich. Besiedelt waren beide Teile und dazuhin noch eine im Südosten, etwa hundert Meter über der Talsohle gele-

gene geräumige Terrasse (III), die zwei Wasserstellen besaß. Der Verlauf der Doppelpfostenmauer, die man sich wohl als Faschinenwerk vorzustellen hat, ist heute im Gelände mit Pflöcken für den Besucher markiert.

Entlassene Söldner und gute Handwerker

Was waren das für Menschen, die sich auf dem Runden Berg niedergelassen hatten? Die Bodenfunde verraten den Ausgräbern: Es waren wohlhabende Leute. Auf dem Bergrücken und im Zentrum des befestigten Teils lebten Krieger, die einst im römischen Heer als Söldner gedient hatten, darunter wohl ein Offizier. Sie gewährleisteten den militärischen Schutz für die übrigen Siedler, die als spezialisierte Handwerker, als Schmied oder Gürtler, als Bronzegießer, Töpfer oder Beinschnitzer für die germanische, aber auch für die Reste der provinzialrömischen Bevölkerung im weiten Umkreis den Bedarf an qualifizierten Waren deckten. Möglicherweise waren einige von ihnen auch verschleppte provinzialrömische Handwerker, auf die man nicht verzichten konnte, weil nur sie das unersetzliche Know-how für die Herstellung bestimmter Produkte besaßen.

Aus dem Gewirr der Pfostenlöcher im Boden lassen sich für diese Zeit noch keine Hausgrundrisse herauslesen. Doch steht fest, daß Wohngebäude und Werkstätten nebeneinander lagen und daß es keine



*Oben: In der Grabungsfläche sind die Pfostenlöcher erkennbar, die den Verlauf der Befestigungsmauer an der Südseite zeigen.
Unten: In den Felsen eingetieft waren die Bastionen; hier Raum I an der Nordseite der Mauer.*



klare gesellschaftliche oder berufliche Trennung gab zwischen den Familien, die innerhalb, und jenen, die außerhalb der Umwehrung wohnten. Das friedliche Miteinander und Nebeneinander anfangs noch gleichgeachteter freier germanischer Siedler hat vier Generationen später ein abruptes Ende gefunden.

Der Führer braucht mehr Platz

Um 400 fand auf dem Runden Berg ein grundlegender Wandel statt. Ein Teil der Bewohner, Handwerker zumal, wurde vertrieben, die Häuser niedergeworfen. Das war nicht das Werk brandschatzender Räuber oder Plünderer. Nein, der Führer, der zuvor vielleicht gar nicht hier gewohnt hatte, er hatte beschlossen, sich auf dem schwer zugänglichen Berg mit seinem kriegerischen Gefolge niederzulassen. Dazu benötigte er Platz, auch Raum für repräsentative Gebäude. Die hier stehenden Häuser mußten weichen. Mit dem Wiederaufbau wurde sogleich begonnen, nachdem die Trümmer eingeebnet waren. Der ganze südöstliche Teil innerhalb der Befestigung blieb nun für die Familie und das Gefolge des adeligen Herrn reserviert. Im nördlichen Teil lagen die Stallungen für die Pferde. Zum Gefolge des Herrn gehörten freilich auch reiche Handwerker, die jedoch – mit der Ausnahme eines einzigen

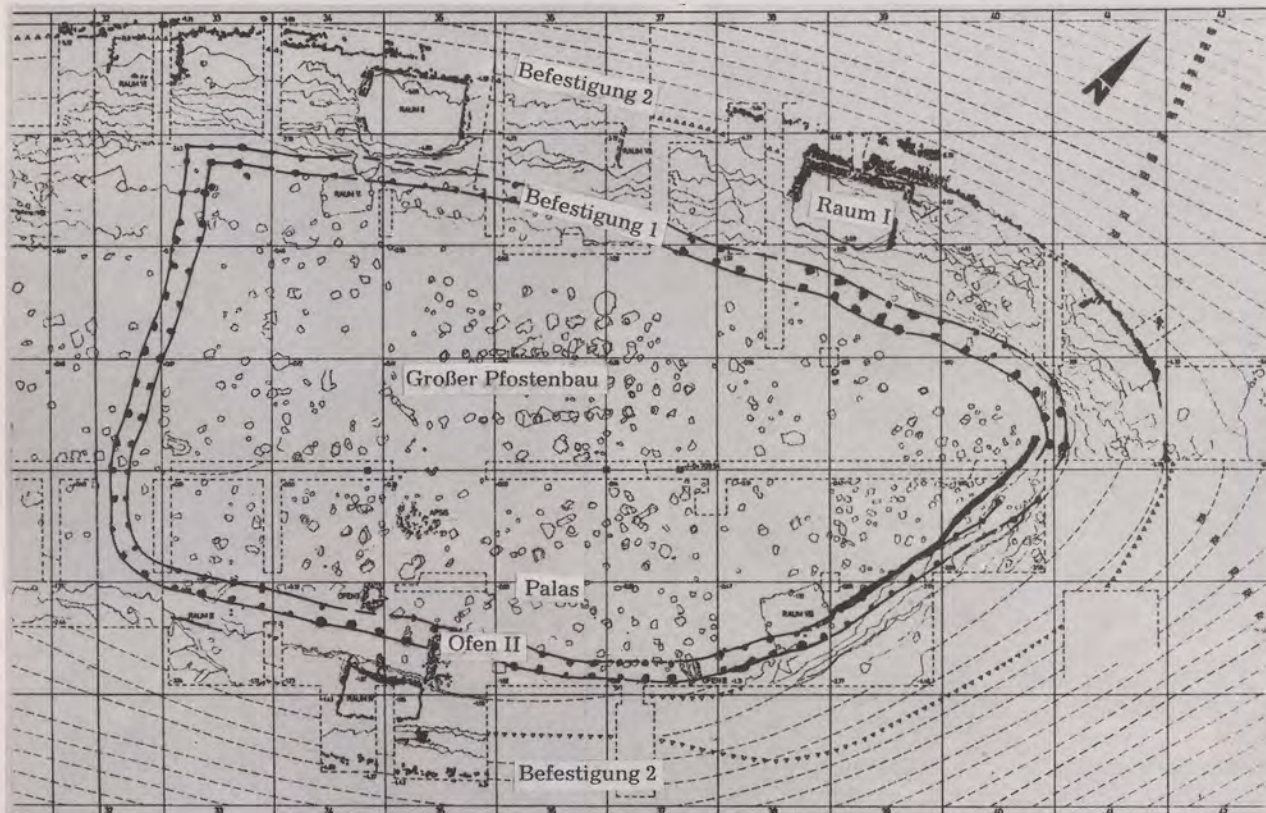
Goldschmieds – ihre Werkstätten nicht mehr innerhalb der Doppelpfostenmauer haben durften.

Eine soziale Differenzierung fand auch auf dem Siedlungsgelände außerhalb der Mauer statt. Bronzezießer und Silberschmiede waren der Umwehrung näher angesiedelt als Gürtler und Holzhandwerker. Auf der Terrasse III, auf die vermutlich ein guter Teil der Vertriebenen ausgewichen ist, sind Schmiede und Böttcher und andere dicht an dicht nachweisbar.

Der kleine König vom Ermstal

Der Runde Berg hatte sich zu einem alamannischen Adelsitz verändert, ähnlich wie in jener Zeit auch auf dem Lochenstein bei Balingen ein Fürstensitz eingerichtet wurde. Der Herr vom Runden Berg war das, was die Römer einen *regulus* nannten, einen Kleinkönig, von denen die Alamannen mehrere hatten. Es gab kein zentrales alamannisches Königtum, die Herrschaftsstruktur war vielmehr kleinräumig. Der Lochenstein und möglicherweise auch die Achalm, die Schalksburg, die Heuneburg und der Lehenbühl, die als weitere Sitze von Gaukönigen gelten, stecken das Herrschaftsgebiet des kleinen Königs vom Ermstal ab.

Daß die Bewohner des Runden Bergs allesamt nicht zu den ärmsten zählten, zeigen die Luxuswaren, die



Der Umlauf der inneren Befestigungsmauer ist deutlich, doch nur schwer lassen sich aus dem Gewirr der Pfostengruben Gebäudegrundrisse erkennen und den einzelnen Siedlungsphasen zuweisen.



Einen steinernen Sockel hatte der Kachelofen II im Palas an der Südseite des Runden Bergs, der schon vor tausend Jahren im Winter für wohlige Wärme sorgte.

im Gebrauch waren, vor allem das Glas. Hunderte von Glasscherben wurden gefunden, die erkennen lassen, daß auch betuchte Handwerker außerhalb der «Befestigung 1» aus Glasbechern tranken und in Glasschalen Flüssiges aufbewahrten. Der unglaubliche Reichtum an Gläsern auf dem Runden Berg überraschte die Ausgräber.

Trinkglas in Königspurpur

Es war vor allem das kostbare, aus fränkischen Werkstätten im Rheinland und aus Belgien importierte Glas, darunter auch Spitzenprodukte wie die schwierig herzustellenden *Rüsselbecher*. Die meisten Gläser und die kostbarsten besaß natürlich der kleine König. Und wenn er mit seinen Getreuen im «Rittersaal» – einem imposanten Gebäude – auf den Erfolg und weitere Ruhmestaten anstieß, dann hob er seinen in Purpur, also in der Königsfarbe gehaltenen Rüsselbecher – ein absolut einmaliges Stück. Um die Jahrhundertwende, um 500, war es Schluß mit Glanz und Gloria der Alamannen auf dem Runden Berg. Dem Expansionsdrang dieses Volkes hatte der Frankenkönig Chlodwig ein Ende gesetzt. Bei Zülpich unweit von Aachen besiegte er 496/97 in langem, zähem Ringen das Heer der Alamannen unter ihren Königen, von denen einige fielen. Die Niederlage 506 besiegelte das Schicksal des germanischen Brudervolkes endgültig. Die besiegten Alamannen mußten den nördlichen Teil ihres Herrschaftsgebiets an die Franken abtreten und sich un-

ter die Herrschaft der fränkischen Krone schicken. Alamannien wurde Teil des fränkischen Reiches. Widerstand wurde militärisch gebrochen.

Die Franken bringen den Untergang

Das ging auch dem kleinen König vom Ermstal in seiner wohlhabenden und wirtschaftlich bedeutenden, befestigten Siedlung auf dem Runden Berg nicht anders, in die er sich zurückgezogen hatte. Die Franken eroberten den Berg. Spuren von Brand, verbogene und zerbrochene Lanzenspitzen, Teile von Schwertschneiden fanden die Archäologen. Häuser wurden samt der beweglichen Habe zerstört, die Gläser gingen zu Bruch. Am Berghang und im dichten Gebüsch hatten die Bewohner zuvor Teile ihrer Wertsachen versteckt. Sie haben sie nach der Niederlage nicht mehr geborgen; die Eigentümer waren im Kampf umgekommen oder als Gefangene weggeschleppt worden. Erst die Archäologen und leider auch verantwortungslose Raubgräber, von denen zwei gefaßt und bestraft wurden, fanden die «Schätze» anderthalb Jahrtausende später. Den alamannischen Fürstensitz gab es im 6. Jahrhundert nicht mehr. Doch 150 Jahre später, um die Mitte des 7. Jahrhunderts, erwachte der Berg zu neuem Leben und wuchs zu neuer Bedeutung. Und wieder war es ein alamannischer Adelige, der ihn zum Sitz für seine Familie und sein Gefolge nahm. Der neue Herr gehörte zum Beraterstab des Alamannenherzogs.

Umtrunk in der großen Halle

Im östlichen Teil des Bergplateaus lag sein Haus. Mehr als 20 Meter in der Länge, bei einer Breite von neun Metern, maß die große, Repräsentationszwecken dienende Halle, deren mächtige Pfosten einen Meter tief in den Fels gegründet wurden. Mit Pflöcken sind die Umrisse dieser Halle heute abgesteckt. Hier versammelte der Herr seine Getreuen. Die tapferen Krieger ließen hier Sporen und Teile ihres Wehrgehänges zurück. Hier fand auch mancher Umtrunk statt, wie die Glasscherben von einem Dutzend *Tummler* genannten Trinkbechern mit rundem Boden beweisen.

Schmuck und Gerätschaften verraten die Lage der Frauengemächer neben der Halle. Die Spuren eines weiteren großen Holzbaus mit vielen Glasfunden und einer Schmiede interessierten die Archäologen obendrein. An der Plateauspitze lagen die Stallungen für die Pferde, die Wirtschaftsgebäude zogen sich auf dem Bergrücken weit nach Westen hin. Ob der spätmerowingerzeitliche Adelssitz befestigt gewesen war, ist nicht bekannt. Die früher dieser Epoche zugesprochene «Befestigung 2» wird heute als jünger angesehen. Die Terrasse III blieb unbesiedelt.

Blutiges Ende und Neubeginn unter Fremden

Begünstigt von der schwindenden Macht des merowingischen Königtums und von wachsendem Ein-

fluß und eigenem Besitz strebte der alamannische Adel mehr Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom fränkischen König an. Das ging bis zum Treubruch und offenen Aufruhr. Die karolingischen Hausmeier der Frankenkönige schritten zur Tat. Karlmann zog mit großem Heer nach Cannstatt, wohin er einen Gerichtstag einberufen hatte, mitten ins Machtzentrum des Alamannenherzogs. Beim «Blutbad von Cannstatt» 746 wurden die alamannischen Großen um Herzog Theutbald festgenommen und möglicherweise sogar getötet. Mit Sicherheit war auch der Herr vom Runden Berg in Cannstatt dabei. Seinen Adelssitz zerstörten die Franken. Der Besitz wurde konfisziert. Im Auf und Ab der Geschichte des Berges trat nun wieder eine Pause ein. Die Karolinger hatten fränkische Grafen als Verwalter und Gebietsherren in Alamannien eingesetzt; Fremde, die ihren Rückhalt im besetzten Land beim fränkischen König hatten und deshalb nicht so leicht eigene Wege gehen konnten. Bald aber schon assimilierten sie sich in der neuen Heimat. Sie heirateten standesgemäße Alamantentöchter, schufen sich eigenen Besitz im Land und wuchsen allmählich auch in die alamannischen Traditionen hinein. Ein Adeliger und Graf, der auch fürs Ermstal verantwortlich war, erinnerte sich des früheren alamannischen Adelssitzes auf dem Runden Berg. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts wurde das Plateau wieder besiedelt.

Es wurde auch wieder befestigt. Rings um die Berg- hochfläche schufen mehrere Baumeister in unter-



Auf dem Runden Berg sind mit Pflöcken markiert der Verlauf der Doppelpfostenmauer aus dem 5. Jahrhundert und der Grundriß des großen Pfostenbaus aus dem 7./8. Jahrhundert.



Keine Töpfe, sondern Becherkacheln eines Kachelofens, gefunden im langgestreckten Palas auf dem Runden Berg. Diese Kacheln aus dem 9./10. Jahrhundert sind die frühesten bekannten nördlich der Alpen.

schiedlicher Manier und Qualität eine bis zu drei Meter dicke zweischalige Steinmauer aus trocken aufgeschichteten oder mit Lehm vermörtelten Kalksteinen. Diese «Befestigung 2», wie sie die Archäologen taufen, ist im Norden auf 130 Meter und im Süden auf 15 Meter Länge untersucht. Die innere Mauerschale war stellenweise noch 0,8 Meter hoch erhalten, die äußere hangabwärts gestürzt. Ein Tor wird im Westen vermutet, wo die Mauer wohl den Bergrücken quert, doch diese Stelle ist nicht mehr ausgegraben worden. 80 Meter östlich und unterhalb des Plateaus kam eine nur 0,8 Meter dicke Umfassungsmauer zum Vorschein – «Befestigung 3» –, die aus mit Lehm vermörtelten Steinen besteht und einen engen Bogen um die Spornspitze macht. Auch diese Mauer ist nicht näher untersucht worden und wird als Vorwerk zur oberhalb gelegenen Randbefestigung betrachtet.

Karolingisch-ottonische Adelsburg

Zur dicken Steinmauer gehören auch Bastionen. Sie waren an der Nordseite hinter die Mauer gebaut. Dazu waren mehr als 50 Quadratmeter große Podien aus dem Fels gehauen worden, auf denen dann die – bei Raum I sicher nachgewiesen: mehrgeschossigen – Gebäude aus Stein und Holz errichtet wurden. Nicht alle der unterschiedslos als «Raum mit römischer Ziffer» bezeichneten Podien waren Bastionen. In einigen sind Werkstätten mit Webstühlen und Feuerstellen nachgewiesen, andere waren bloße Arbeitsplattformen.

Über die karolingisch-ottonische Adelsburg berichtet, wie über all ihre Vorgänger, keine Urkunde. Nur die Bodenzeugnisse erzählen von der frühen Heimatgeschichte um Bad Urach. Höchste Adelskreise haben hier oben gelebt, das verrät nicht nur der Bau der Befestigungsanlage – damals immerhin keine Selbstverständlichkeit. Auch die Funde, die

kulturhistorisch von eminenter Bedeutung sind, sprechen eine deutliche Sprache.

Hufeisen und Truhen

So läßt sich hier gut die Entwicklung der Reiterei im 10. Jahrhundert ablesen. Unter der großen Bedrohung durch die Reiterhorden der Ungarn, die in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts auf ihren Streifzügen nach Westen offenbar auch zum Runden Berg kamen – typische Pfeilspitzen mit Schaftdorn wurden hier gefunden –, hat man sich der alten Pferdezucht-Tradition auf der Schwäbischen Alb erinnert. Mit stollenlosen, leichten Hufeisen, einem Hilfsmittel, das den Merowingern und Karolingern noch fremd gewesen war, beschlug man nun die Pferde, um ihnen einen festeren Tritt zu geben. Zahlreiche Hufeisen sind vom Runden Berg erhalten. Die waren notwendig für die von König Heinrich I. eingeführten Panzerreiter. Übrigens, der Runde Berg scheint den Ungarn erfolgreich getrotzt zu haben.

Nicht weniger als zwei Dutzend Truhen, die neu aufgekommenen Universalmöbel, die den Begüterten als Tresor und Schrank dienten, sind, durch Schlösser und Beschlagreste und durch etwa 30 Schlüssel nachgewiesen, auf dem Adelsitz einst vorhanden gewesen. Sie stammen aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Überraschten die alamannischen Burgherren die Ausgräber mit kostbaren Trinkgläsern, so taten es die fränkischen im 9. und 10. Jahrhundert mit dem unscheinbaren grünlichen Flachglas, mit dem kleine Fenster, zum Beispiel in der Kapelle an der Plateauspitze, verglast waren. Fensterglas war in karolingischer Zeit eine Rarität und nur in Pfalzen und in großen wohlhabenden Reichsklöstern anzutreffen – und eben auch im südlichen und südöstlichen Teil des Plateaus auf dem Runden Berg. Dort befand sich nämlich der Palast des hoch-

adeligen Burgherrn: ein 50 Meter langer, aus Holz gebauter *Palas*, in dessen westlichem Teil die Frauengemächer, die *Kemenate*, untergebracht waren.

Burgherrenpalast mit Kachelofen

In diesem Holzpalast gab es nicht nur verglaste Fenster, sondern – Gipfel der Annehmlichkeiten in jener Zeit – drei Kachelöfen. Es sind die frühesten bekannten nördlich der Alpen. Mit verglasten Fenstern und Kachelofen ließ es sich auch im Winter den kalten Stürmen auf dem Berggipfel trotzen, mußte man nicht schon am hellichten Tag im Halbdunkel sitzen. Gebaut waren die steinernen Öfen im Oberteil mit *Becherkacheln*. Im Ofen II, der etwa in der Mitte des langgestreckten *Palas* lag, kam eine ganze Reihe von diesen frühen *Becherkacheln* zum Vorschein. Man hatte sie zunächst aber für Töpfe gehalten.

Die Häufung so früher und hochrangiger Funde und Befunde auf dem Runden Berg läßt wirklich nur den Schluß zu, daß hier ein mächtiges Grafengeschlecht seinen Sitz gehabt hat, das auf die Geschichte der Gegend, aber auch des ganzen Landes Einfluß nahm.

Umzug auf den Nachbarberg Hohenurach

Die Besiedelung des Runden Berges endet im 11. Jahrhundert. Das ist jene Zeit, als sich die Hochadelsgeschlechter steinerne Burgen auf markanten Höhen errichten ließen. Um 1025 beginnt der Bau der Burg auf dem Hohenurach, dem Nachbarberg. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustel-

len, daß der Herr vom Runden Berg, statt seine großflächige Burg in Stein auszubauen, lieber auf den nächsten, etwas kleineren und nur um wenig niedrigeren Berggipfel umgezogen ist. Dort war er auch dem aufstrebenden Ort im Tal, Urach, näher. Vom Hohenurach aus konnte er ihn überblicken, was vom Runden Berg nicht möglich ist. Urach wird als Markort des Grafen Egino von Urach erstmals 1188 genannt, und die Grafen von Urach gehörten zum höchsten Reichsadel.

Die Häuser und Mauern auf dem Runden Berg zerfielen danach, wurden wohl auch bewußt zerstört, damit nicht Gesindel in Burgnähe Unterschlupf fände. Aus ähnlichen Sicherheitsgründen dürfte wohl auch das Haus eines vermögenden Privatmannes, das in der zweiten Hälfte des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts am Sporn in herrlicher Aussichtslage stand, abgebrochen worden sein, als nach 1535 der Hohenurach zur württembergischen Festung ausgebaut wurde. Und damit endet die Besiedelung auf dem Runden Berg. Damit endet auch die Geschichte des Runden Bergs, in der sich das Schicksal der Alamannen in der Frühgeschichte so trefflich widerspiegelt wie nirgendwo anders.

Die Ausgrabungen und Funde sind in der Ausstellung «Der Runde Berg bei Urach – ein alamannischer Herrschaftssitz» vom 5. September bis zum 24. November 1991 im Residenzschloß Bad Urach zu sehen.

Öffnungszeiten: täglich 8 bis 12, 14 bis 18 Uhr.

Vom 1. November an: 10 bis 12, 14 bis 17 Uhr.

Montags geschlossen. – Eintritt frei!



Die Grabungsfläche auf dem Runden Berg aus der Luft, wo von 1967 bis 1984 die Alamannische Kommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften geforscht hat. Mittlerweile hat die Natur das helle Areal zurückgewonnen.

«Unter der palmengedeckten Hütte des Negers» Hans Binder David Friedrich Weinlands Reise nach Haiti im Jahre 1857

David Friedrich Weinland ist als Verfasser des *Rulaman* wohl allen Schwaben von Jugend an bekannt. Mit großer Begeisterung wird diese spannende *Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären* seit ihrem Erscheinen im Jahre 1878 gelesen. Das galt schon für die Generation eines Theodor Heuss, der dem Buch das Prädikat *das beste deutsche Jugendbuch* zuerkannte, oder eines Kurt Georg Kiesinger, der im Rückblick auf seine Kindheit vom *unvergeßlichen Rulaman* spricht. Bis auf den heutigen Tag finden wir in den verschiedensten Veröffentlichungen Hinweise auf dieses «erstaunliche Buch». Kein Wunder, daß der *Rulaman* immer wieder neue Auflagen erlebte und in sieben Sprachen übersetzt worden ist. Auch die Nachfrage nach dem *Kuning Hartfest*, Weinlands zweitem Jugendbuch, erschienen 1879, ist nie verstummt. Soeben ist dieses *Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan und Duonar opferten*, neu herausgekommen.

*David Friedrich Weinland –
Theologe, Zoologe und Jugendschriftsteller*

Der am 30. August 1829 im Pfarrhaus in Grabenstetten bei Urach geborene David Friedrich Weinland war zunächst auf Wunsch seines Vaters Theologe geworden. Nachdem er jedoch 1851 seine Magisterprüfung in Tübingen abgelegt hatte, setzte er die zuvor schon nebenher betriebenen naturwissenschaftlichen Studien fort. Er schloß sie ein Jahr später mit einer Dissertation über die «Urzeugung» ab. Weinland begann seine wissenschaftliche Laufbahn als Assistent am Zoologischen Museum der Universität Berlin. Er hatte dort Gelegenheit, sich im Mikroskopieren auszubilden. Aufgrund seiner Veröffentlichungen und auf die Empfehlung des Physiologen Johannes Müller berief ihn 1855 der aus der Schweiz stammende Zoologe und Geologe Louis R. Agassiz (1807–1873) nach New Cambridge bei Boston. Im Alter von 26 Jahren übernahm Weinland dort die Leitung des Mikroskopischen Laboratoriums am Museum für vergleichende Zoologie der Harvard Universität. Ein gefährliches chronisches Halsleiden, das damals häufig in den Neuenglandstaaten auftrat, nötigte den vielversprechenden jungen Naturforscher, drei Jahre später nach Europa zurückzukehren.

Im *Gelben Haus* am Hafenmarkt in Esslingen, das der Familie Weinland gehörte, erholte er sich unter der



David Friedrich Weinland, gemalt 1870 von Louise von Martens, der Schwester seines Freundes aus der Zeit im Tübinger Stift Eduard von Martens.

Pflege seiner Mutter rasch. So konnte er 1859 einem Ruf als wissenschaftlicher Sekretär der Zoologischen Gesellschaft in Frankfurt am Main folgen. Seine Aufgabe bestand in erster Linie in der wissenschaftlichen und publizistischen Betreuung des ein Jahr zuvor gegründeten Zoologischen Gartens der damals noch Freien Stadt Frankfurt am Main. Die in Weinland gesetzten Erwartungen erfüllte er zur größten Zufriedenheit der Zoologischen Gesellschaft. Leider machte ihm schon vier Jahre später sein Halsleiden erneut zu schaffen. Schweren Herzens mußte sich der Vierunddreißigjährige entschließen, die liebgewordene Stelle aufzugeben. Eben erst hatte Weinland geheiratet. Auch für seine junge Frau war es nicht leicht, die Stadt, in der sie aufgewachsen war, zu verlassen. Das junge Paar zog sich auf das Hofgut Hohenwittlingen zurück, heute ein Teilort von Bad Urach, das Weinlands Vater 1852 erworben hatte. Für seine vier in Hohenwittlingen geborenen Söhne schrieb Weinland den *Rulaman*. Der *Kuning Hartfest* entstand in Esslingen, wohin die Familie sich wegen der besseren Ausbil-



Die Indianerhöhle einige Meilen östlich von Corail. 28. April 1857. Hier verhungerten, 80 Jahre nach der Landung von Kolumbus auf Haiti, die letzten Indianer. Nach den von Weinland gefundenen Gebeinen handelte es sich um Frauen und Kinder. Es fanden sich noch angebrannte Muscheln und Schnecken, offenbar Mahlzeitreste. Die Höhle steht bei den Haitianern im schlimmsten Ruf. Weinland vermutet, daß sie seit dem Ende jener Frauen und Kinder von niemand mehr aufgesucht worden ist.

dungsmöglichkeiten für die Söhne begeben hatte. Nach einigen Jahren in Baden-Baden kehrte Weinland 1887 mit seiner Frau nach Hohenwittlingen zurück, wo er am 16. September 1915 starb.

Bei der Abfassung des *Rulaman* kamen Weinland seine vielseitigen Interessen, seine Verbindungen zu zahlreichen Gelehrten aller Fachgebiete – er war Ehrenmitglied von vielen wissenschaftlichen Gesellschaften der Alten und der Neuen Welt – und die Erfahrungen und Erlebnisse auf seinen Reisen zugute. Außerdem besaß er die Begabung, anschaulich und lebendig und vor allem für junge Menschen verständlich zu erzählen.

Aus *Beobachtung, Studium und Dichtung* sei seine Erzählung zusammengesetzt, schreibt Weinland im Vorwort zur ersten Auflage des *Rulaman*. Er verweist auf die Gelegenheiten, die ihm seine Reisen geboten hätten, in fremden Ländern das Treiben der Menschen und die Tier- und Pflanzenwelt aus eigener Anschauung kennenzulernen. Er habe *manche*

Nacht in der palmengedeckten Hütte des Negers im wärmsten Süden zugebracht, und auch der Wigwam des kanadischen Indianers im kalten Norden (habe) ihm Schutz geboten. Der tropische Urwald mit seinen Mahagoni- und Feigenbäumen und Baumfarnen, mit seinen Riesenschlangen und Papageien, sowie andererseits der düstere, melancholische, nordische Tannen- und Birkenwald mit dem Elentier und dem Bären sind mir alte, gute Bekannte.

*Die Reise nach Haiti im Jahre 1857
und ihre Schwerpunkte der Forschung*

Über eine dieser Reisen, die David Friedrich Weinland vom 9. Januar bis zum 7. Juli 1857 von Boston nach Haiti und zurück durchgeführt hat, soll anschließend ausführlicher berichtet werden. Grundlage sind ein Fragment seines Reisetagebuchs, das vor kurzem aufgefunden wurde, und das Album zur haitianischen Reise mit 131 Zeichnungen und Farbskizzen.

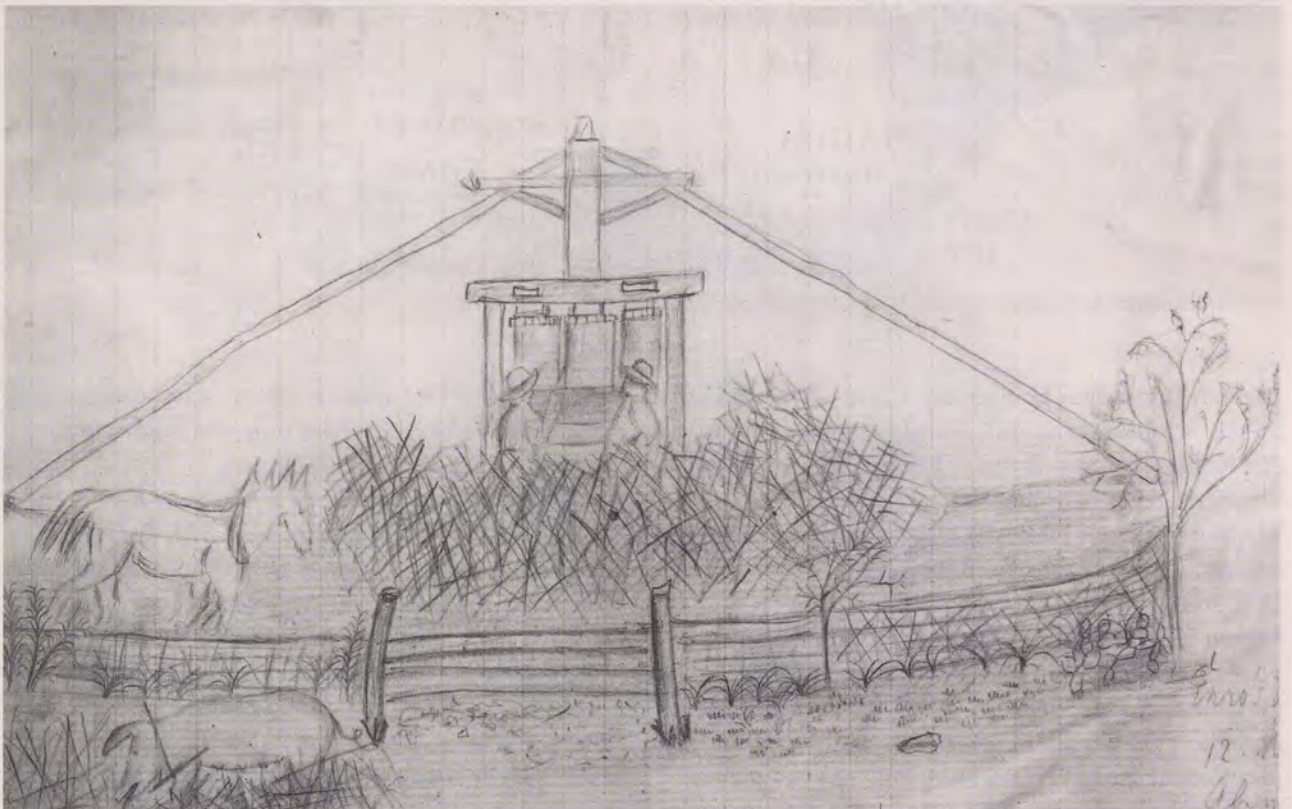
Zuvor soll ein kurzer Abriss der Geschichte Haitis gegeben werden nach H. Blume: Die Westindischen Inseln, 1968. Schon auf seiner ersten Reise, 1492, entdeckte Kolumbus Haiti, die zweitgrößte Insel der Großen Antillen. Er gab ihr den Namen Hispaniola. Später wurde sie nach der Hauptstadt Santo Domingo benannt. Die ursprüngliche «indianische» Bevölkerung wurde von den Spaniern in wenigen Jahrzehnten ausgerottet. Schon 1517 wurden Negerklaven ins Land gebracht, weil sich die «Indianer» für die Arbeit auf den Zuckerrohrplantagen, die von den Spaniern angelegt worden waren, nicht eigneten. Noch während des 16. Jahrhunderts ließ das Interesse der Spanier an der Insel nach. An ihrer Stelle besiedelten andere Weiße, vorwiegend Franzosen, den westlichen Teil der Insel.

1655 erklärte die französische Regierung den gesamten Westteil der Insel Hispaniola zur französischen Kolonie. Sie entwickelte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zur reichsten Kolonie der Neuen Welt. Entsprechend stark war die Einwanderung aus Frankreich, andererseits aber auch die Einfuhr von Sklaven aus Afrika. Der blutige Aufstand der Sklaven im Jahre 1791 führte nach langen Kämpfen 1804 zur Unabhängigkeit der Negerrepublik Haiti, der

zweitältesten Republik der Neuen Welt. Die wesentlichsten Zeugnisse der französischen Kolonialzeit sind die Negerbevölkerung Haitis, die fortlebende französische Sprache und die mindestens in der Hauptstadt spürbare französische kulturelle Tradition. An die Stelle großer Plantagen traten nun zunehmend kleinbäuerliche Betriebe. Sie produzierten in erster Linie für die Selbstversorgung und den lokalen Markt, der Export kam erst an zweiter Stelle.

Der von den Spaniern 1795 an die Franzosen abgetretene Ostteil der Insel wurde 1822 von haitianischen Truppen besetzt und danach angeschlossen. 1844 trennte sich dieses Gebiet als Dominikanische Republik wieder von der Republik Haiti. Heute noch sind in der Dominikanischen Republik über zwei Drittel der Bevölkerung Mischlinge (Mulatten), während in der Republik Haiti der Anteil der Neger bei 95 Prozent liegt. Zur Zeit von Weinlands Aufenthalt in Haiti herrschte dort als «Kaiser» der Neger Faustin I.

In seinem *Tagebuch einer Seereise auf einem kleinen Kauffahrer. Von Boston nach Haiti* schreibt Weinland: «Es war ein rascher Entschluß meinerseits. Noch vor vierzehn Tagen saß ich ruhig auf meinem Laborato-



Als Beispiel für Weinlands Interesse an der Tätigkeit seiner Quartiergeber und gleichzeitig für die in Haiti vorherrschenden Kleinbetriebe: Zuckerrohrpresse von Mr. Enro. Der mittlere Zylinder dreht sich, von zwei Maultieren gezogen, um seine Längsachse. Zwischen ihn und die beiden seitlich feststehenden Zylinder schiebt man das Zuckerrohr. Es kommt auf der anderen Seite ausgequetscht heraus. Der Saft läuft wie bei unseren Mostpressen zusammen und wird in einem Kessel zu Molasse eingedampft. Weißer Zucker wird auf Haiti nicht mehr erzeugt.



Weinlands Reiseweg von Boston in den USA nach Haiti im Karibischen Meer und zurück.

rium in der nahen Universität Cambridge und studierte Schildkröten. Ein Freund und Landsmann, ein Kaufmann aus Boston, kommt zu mir, spricht von seiner bevorstehenden Reise nach jener schönen Berginsel und lädt mich ein, mit ihm auf einem seiner Schiffe hin zu fahren. Einen Winter in den Tropen zuzubringen, statt im kalten Neuengland zu frieren. In den Tropen! Es mußte möglich gemacht werden! Welcher junge Naturforscher würde da zögern? Ich hatte längst ja gesagt, ehe ich nur die Zwecke und möglichen Resultate einer solchen Expedition überdenken konnte. Eine kleine Vorbereitung war durchaus notwendig. Es ist noch nicht eben viel geschehen auf jener Insel. In Tier- und Pflanzenwelt muß dort noch viel zu entdecken sein. Aber durch Erfahrung klug gemacht, muß man sich beschränken. Um etwas zu erreichen, muß man auf

einige Punkte fast ausschließlich sein Augenmerk richten. Das wird schwer genug sein, wenn man die Tropen zum ersten Mal sieht.

Die große Negerfrage beherrscht eben jetzt die ganze Union. (Harriet Beecher-Stowes Roman *Onkel Toms Hütte* war soeben, 1852, in Boston erschienen.) Die Schicksale und Aussichten dieser gewaltsam nach Amerika verpflanzten Menschenart interessierten mich aufs Tiefste. Ich kannte den Neger der Vereinigten Staaten als Freien und als Sklaven, nun aber sollte ich ihn sehen in Haiti, in einem Lande, wo er vermöge des Klimas ganz seiner Natur gemäß leben kann, wo er gänzlich frei und unabhängig von der weißen Menschenrasse sich selbst Gesetze gibt und wo er doch wieder durch beständigen Handelsverkehr mit den kultivierten Nationen fortwährend angeregt wird, mit einem Wort, wo

ihm alle Gelegenheit geboten ist, in der Reihe der zivilisierten Völker selbständig aufzutreten und eine Rolle zu spielen, wenn er nämlich kann und will. Dies sollte ein erster Gesichtspunkt sein.

Ein zweiter war das Studium der Korallen, jener geologisch so wichtigen Festlandsbauern, welche überall im mexikanischen Golf, besonders aber an den Großen Antillen, in den mannigfaltigsten Arten und Formen auftreten und von denen bis jetzt nur wenige lebend untersucht wurden.

Für die Ausflüge ins Innere der Insel sollte drittens den Landschnecken ein Hauptaugenmerk geschenkt werden, die gerade auf den Westindischen Inseln zu unendlichem und, wunderbarer Weise jeder Insel eigentümlichem, Formenreichtum sich entfaltet haben, deren von Jamaika und Kuba eine große Anzahl beschrieben sind, aber nur wenige von dem unzugänglichen Haiti, dessen Inneres zoologisch und botanisch so gut wie unbekannt ist.

Das sind meine Pläne, es waren meine Wegweiser bei der kurzen, zwölf-tägigen Vorbereitung. Ich habe Urlaub von der Universität auf sechs Monate, eine lange, herrliche Zeit. Freilich werden wohl sechs bis sieben Wochen für die Hin- und Herreise abgehen, aber auch diese sollen nicht gar verloren sein, so hoffe ich. Seekrankheit wenigstens kenne ich längst nicht mehr.»

Für «eine maßvolle und menschliche Beherrschung des Negers durch den Weißen»

Zum Kennenlernen der Neger, ihrer Lebensweise und ihres sozialen und politischen Verhaltens boten sich Weinland zahlreiche Gelegenheiten. Er lebte mit den Einheimischen in ihren Hütten zusammen und interessierte sich für ihre wirtschaftliche Tätigkeit. Für seine wissenschaftlichen Forschungen benötigte er mit der Landesnatur vertraute Helfer. Er mußte z. B. zur Untersuchung der Korallenriffe lebensgefährliche Bootsfahrten unternehmen, für die er auf die Eingeborenen angewiesen war.

Einmal brachten ihm seine schwarzen Ruderer einen ausgehöhlten Baumstamm, der vorn und hinten verstopft war, und in dem sich eine Schlange befand. Sie setzten die Last ab und begaben sich in respektvolle Entfernung. Als Weinland behutsam eine Seite öffnete, schnellte die Schlange heraus. Sofort erkannte er, daß es zwar eine bissige, doch keine giftige Art war. Er wollte sie nicht entkommen lassen und ergriff sie deshalb rasch hinter dem Kopf und hob sie in die Höhe. Die Schlange wickelte sich im Nu um seinen Arm, um ihn durch den ausgeübten Druck zum Loslassen zu veranlassen. Weinland war jedoch stärker. Er preßte den Hals der Schlange so kräftig, daß diese nachlassen mußte und wieder



Wohnhaus der Familie Enro, einige Stunden östlich von Jérémie. Die Wände bestehen aus Zuckerrohr, das Dach ist mit Palmblättern gedeckt. Die Küche (links) ist nach der Landessitte vom Wohnhaus abgesetzt. Hier wohnte D. F. Weinland im März 1857 zehn Tage lang.



D. F. Weinland zeichnete sechs Mädchen seiner Quartiergeber. Es fielen ihm die von Eltern bzw. Geschwistern abweichenden Typen auf, das «Herausmendeln» der Erbanlagen der Ausgangsgeneration.

Oben: Eugénie Chérie, fünfzehn Jahre, die älteste Tochter des Hauswirts, eines fast weißen Mulatten.

Unten: Akisette Enro, Mulattenmädchen, etwa elf Jahre alt.



in ihren Behälter gebracht werden konnte. Kein Wunder, daß er von da an bei den Schwarzen, die damals noch in jedem Weißen einen Menschen höherer Art erblickten, als gegen Schlangenbisse gefeilt galt.

Vor allem zu seinen jeweiligen Quartiergebern und ihren Familien hat Weinland offenbar gute Kontakte gehabt. Ein einzigartiges Beispiel für die Beobachtungsgabe des jungen Naturforschers ist in sechs Porträts überliefert, die er von jungen Mädchen gezeichnet und in den Unterschriften kommentiert hat. Es fiel ihm auf, daß Mulattenkinder einer Familie sehr verschiedene Mischlingstypen verkörpern konnten bis hin zur *ächtigen Negerin*. Die Vererbungslehre hat später die Aufspaltung der Erbanlagen von Mischlingen ab der zweiten Tochtergeneration «Herausmendeln» genannt. Weinland war diese Erscheinung aufgefallen, bevor es eine Vererbungsforschung überhaupt gab.

Nach seiner Rückkehr von Haiti äußerte sich Weinland in Vorträgen in verschiedenen Städten Neuenenglands zur Negerfrage. Er trat für *eine maßvolle und menschliche Beherrschung des Negers durch den Weißen ein, wo immer beide durch die Umstände (z. B. Kolonialunternehmungen) zum Zusammenleben und Zusammenarbeiten genötigt sind*. In seiner kurzen Selbstbiographie von 1889, aus der dieses Zitat stammt, fügt er hinzu, er halte dafür, *daß wir in dieser auch für unsere deutschen Kolonien so wichtigen Frage mehr von den Portugiesen (in West-Afrika und Mozambique) als von den Engländern lernen können*.

Wenn man bedenkt, daß Weinland während seiner Schul- und Studienzeit nie die englische Sprache erlernt hat, ist man besonders davon beeindruckt, daß er in kürzester Zeit in der Lage war, sich in Wort und Schrift geläufig und korrekt in Englisch auszudrücken. Immerhin hat er 27 Aufsätze in dieser Sprache veröffentlicht und zahlreiche Vorträge gehalten.

Korallenwachstum bei Haiti und im Jurameer

Die Gegend von Corail, das etwa 25 km ost-südostwärts von Jérémie liegt, gehört zu den an Korallenriffen reichsten Küstenabschnitten Haitis. Wie eine Karte aus unserem Jahrhundert (1968) zeigt, hat Weinland damals sein Untersuchungsgebiet gut gewählt.

Weinland war von der kleinen Stadt sehr angetan. Begeistert schildert er: «Der Name des Städtchens, Corail, lockte mich hin und ich ward nicht getäuscht. Schon die Pracht einer Landschaft, wie man sie selbst unter den warmen Himmelsstrichen nur selten findet, hätte mich für die beschwerliche Kü-



Oben: Rose Aimée Enro, dreizehn Jahre alt, Schwester von Akisette, aber viel mehr sich dem Negertypus nähernd.



Oben rechts: «Nice», Enkelchen von Mr. Enro.

Unten: «Mona», Enkelchen von Mr. Enro.

Unten rechts: Antoinette Jeudi, elf Jahre alt, Typus einer echten Negerin, obgleich Mutter Mulattin, Vater ein Jibo-Neger.



stenfahrt, die mich von Jérémie dahinbrachte, entschädigen können. Der herrliche Hafen, der eine Flotte von hundert Linienschiffen beherbergen könnte und in welchem in der Tat kaum so viele Fischerkähne herbergen, ist nach außen umgürtet von einem Kranz mit grünem Gebüsch bedeckter Inselchen, verschieden in Größe, von einer Quadratruete bis zu mehreren Morgen. Ein Blick auf diese stille, tiefblaue Wasserfläche, die durch Ebbe und Flut so gut wie nicht gestört wird, mit dem hellblauen Himmel darüber, mit den Hunderten von Inselchen in der Fernsicht, ruhigen, grünen Punkten, nach denen das Auge sich immer sehnt, wenn es ins endlose Meer hinausblickt, mit den Fischerbooten da und dort, und dem Städtchen an Land, hinter dem sich unmittelbar das mit Urwald bedeckte Gebirge erhebt, und das alles im tropischen Licht, mit seinen scharfen Konturen – ein solcher Blick gewährt jedem empfänglichen Gemüte den unmittelbarsten, reinsten Naturgenuß.»

Über seine Forschungen zum Wachstum der Korallen berichtete Weinland 1858 in Boston und zwei Jahre später in Stuttgart beim Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg. Der Titel seines Berichts lautete: *Über Inselbildung durch Korallen und Mangrovebüsche im mexikanischen Golf*. Der Inhalt kurz zusammengefaßt: Der Unterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt an der Nordseite der Großen Antillen kaum einen Fuß, 29 Zentimeter. Deshalb ist die Inselbildung durch Mangrovenbüsche oder -bäume an der Küste Haitis besonders gut zu beobachten. Damit die Mangroven Fuß fassen können, darf der Meeresboden nur etwa einen Fuß unter dem Meeresspiegel liegen. Dies ist in weiten Teilen der Fall, dank des Wachstums der Korallen. Weinland bestätigt die Erkenntnisse anderer Forscher, die festgestellt hatten, daß Korallen höchstens bis zu einer Tiefe von etwa 30 Meter unter dem Meeresspiegel leben können und absterben, sobald sie auf Dauer der Luft ausgesetzt werden. Neues erbrachten vor allem Weinlands mikroskopische Untersuchungen der Korallenpolypen. Auch zum Alter der Korallenriffe stellte er Überlegungen an. Er fand erhebliche Abweichungen für die einzelnen Arten und lehnte daher die bisher veröffentlichten pauschalen Angaben ab.

Seinen Stuttgarter Hörern erläuterte Weinland die Zusammenhänge zwischen dem aktuellen Geschehen im fernen Atlantischen Ozean und dem weit zurückliegenden Korallenwachstum im Jurameer, von dem die Felsen der Schwäbischen Alb zeugen. Er darf darum als ein früher Vertreter der Aktuogeologie bezeichnet werden.

Erfolgreich tätig war Weinland auch auf dem dritten

Forschungsgebiet, das er sich vorgenommen hatte, dem der Beobachtung und Untersuchung der Landschnecken von Haiti. An dieser Stelle soll lediglich eine seiner Zeichnungen wiedergegeben werden. Das dargestellte Exemplar ist ausnahmsweise nicht näher bezeichnet.

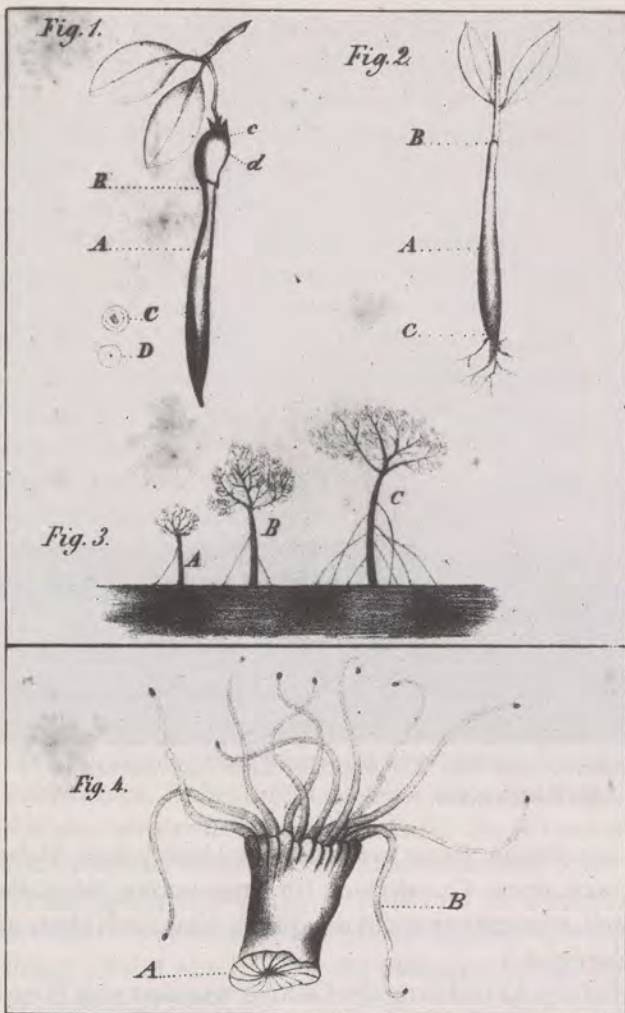
Wie weit Weinland die auf Haiti gewonnenen Erkenntnisse in seine spätere Arbeit über die Landmollusken der Schwäbischen Alb eingebracht hat, wird wohl nur Spezialisten interessieren. Jedenfalls erschien 1876 der von Fachkollegen als sehr bedeutsam eingestufte Aufsatz *Zur Weichthierfauna der schwäbischen Alp* in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg und im selben Jahr ein umfangreicher Aufsatz über die Mollusken in Haiti in den Malakologischen Blättern.

«Aber der Aufenthalt in Corail war in anderer Beziehung nicht der angenehmste. Wo der Mangrove wächst, soll kein Europäer leben, sagt der Haitianer; doch ich verließ mich auf ein anderes Dictum dieses Volks, daß nämlich der Europäer von dem gelben Fieber nicht leicht mehr als einmal in einem Sommer ergriffen werde. Nun hatte ich es schon durchgemacht, ehe ich nach Corail ging. Ich vertraute dem Freibrief, den ich dadurch bekommen, und bin jetzt froh darüber.»

Die erwähnte Erkrankung an Gelbfieber hatte für Weinland ein Erlebnis besonderer Art mit sich gebracht. Er war bei vollem Bewußtsein in eine todesähnliche Erstarrung verfallen, so daß man ihn für tot hielt. Seine Bekannten berieten bereits über seine Bestattung. Der Kranke hörte alles mit, ohne ein Lebenszeichen von sich geben zu können. Zum Glück löste sich jedoch die Starre noch rechtzeitig. Verständlich, daß Weinland danach strengste Anweisungen gab, um die Gefahr, lebendig begraben zu werden, mit Sicherheit auszuschließen. Nach vierwöchigem Krankenlager konnte Weinland sich wieder seinen Forschungsarbeiten widmen.

Reiseweg von Boston nach Haiti Schiff, Ladung und Besatzung

Das unvollständig erhaltene Tagebuch beginnt mit den Worten: «Boston-Harbour, 10. Januar 1857, abends 8 Uhr: All hands in! Go ahead!» – Alle Hände, d. h. alle Matrosen, sind auf dem Schiff! Vorwärts! –, so rief vor einigen Stunden unser Kapitän, nachdem man den letzten Matrosen an Bord gebracht, mit blutendem Gesicht und in einem Zustand, daß er nicht arbeiten konnte, so wenig wie die zwei anderen, die schon vorher sich selber eingestellt. – Es ist aber kein Räuberschiff, das ich heute abend bestiegen, wie man nach dem Obigen vermu-



Tafel I zu D. F. Weinlands Aufsatz von 1860 «Über Inselbildung durch Korallen und Mangrovebüsche» in den Jahreshften für vaterländische Naturkunde in Württemberg:

Fig. 1 *Rhizophora Mangle* Linné.

Ein Zweigchen mit einer Frucht, fünfmal verkleinert.

A. Der Körper der spindelförmigen Frucht.

B. Kelch, aus dem die Frucht herausfällt, wenn sie reif ist.

C. Querdurchschnitt durch Kelch und Frucht bei c.

D. Querdurchschnitt durch Kelch und Frucht bei d.

Fig. 2 *Rhizophora Mangle* L.

Eine keimende Frucht.

A. Der Körper der Frucht, wie in Fig. 1. A.

B. Die erste Blattknospe.

C. Die Wurzeln unten an der Frucht hervorkommend.

Fig. 3 *Rhizophora Mangle* L.

A. Ein zwei Fuß hohes Bäumchen.

B. Ein drei Fuß hohes Bäumchen.

C. Ein vier Fuß hohes Bäumchen.

Fig. 4 *Anthea gigantea* Weinland.

A. Fußscheibe.

B. Tentakel.

Der Polyp ist schön dunkelroth, mit braunen, rothgeköpften Armen. Nachher fand ich eine mit blauen Fühlerköpfchen, und endlich noch eine mit dunkelgrünen Arman und hellgrünen Köpfchen. Der Kronendurchmesser dieser Anemone beträgt zwei Fuß. – Ich fischte sie bei Corail in drei Faden (18 Fuß) Meerestiefe.

ten könnte, sondern ein ehrliches, kleines Kaufahrteisschiff, mit einem als äußerst solid bekannten Kapitän, einem Temperany-man (d. h. Temperenzler). Die Matrosen aber hatten sich nur nach ihrer Art gütlich getan, ehe sie die lange Seereise antraten, mit ihrer schweren Entbehrung an alkoholischen Getränken. So fand man nichts Unrechtes dabei, Kapitän und Steuermaat, letzterer übrigens ein Sohn des Kapitäns, versahen einstweilen die Arbeit selbst.» Das Tagebuch endet nach der Beschreibung der ersten zwölf Tage unvermittelt am 21. Januar, zehn Tage vor der Ankunft in Haiti, die am 31. Januar erfolgte.

Anhand der im Album enthaltenen Zeichnungen läßt sich jedoch die Annäherung an die Insel Haiti gut rekonstruieren. Von den Bermudas aus ging die Fahrt süd-südwestlich. Die Haiti im Norden vorgelegerte Insel Tortuga wurde passiert, danach im Westen das Kap St. Nicolas. Im Golf von Gonâves segelte das Schiff nach Süden, an der Insel Gonâves vorbei zur Insel Grande Caymite. Von da aus wurde im Westen bald das Reiseziel, Jérémie, erreicht. Das Städtchen liegt auf der Halbinsel, die den Golf von Gonâves im Süden begrenzt. 6000 Einwohner zählte es damals. Jérémie liegt rund 200 km westlich von Port-au-Prince, der Hauptstadt Haitis, auf 74.07 Grad westlicher Länge und 18.39 Grad nördlicher Breite.

Unter den Zeichnungen, die die Rückreise dokumentieren, sind zunächst die einer Brigg und die eines Walfangschiffes. Ferner zeichnete Weinland einen von ihm gefangenen Vogel – «Mother Careys Chicken» –, der häufig Schiffen folgt. Nach dem Glauben der Seeleute nimmt er die Seelen der auf See verstorbenen Kameraden auf, weshalb der Kapitän des Schiffes ängstlich darum besorgt war, daß kein Matrose Vogel oder Zeichnung zu Gesicht bekam. Erst als das Schiff sich dem Heimathafen Boston näherte, zeichnete Weinland täglich mehrere Ansichten der Küste der Neuenglandstaaten.

1855, bei der Überfahrt von Bremen nach New York, hatte Weinland den Dampfer Washington benützt, ein rund 72 Meter langes schwimmendes Hotel. Jetzt segelte er auf einem knapp 18 Meter langen Schoner mit nur fünf Mann Besatzung und einem weiteren Passagier, seinem Freund und Landsmann.

Weinland beschreibt den Schoner und dessen Ausstattung so: Die Kapitänskajüte ist etwa 3,60 Meter lang, 2,70 breit und 2,40 hoch. Sie enthält im hinteren Teil rechts und links je zwei Bettstellen übereinander, eine Seite für den Kapitän und den Steuermann, die andere für die beiden Passagiere. Im vorderen Teil befindet sich rechts ein kleiner Kachelofen, in der Mitte steht ein Tisch, um den auf drei



Ansicht von Jérémie vom Hafen her, von Bord der dänischen Brigg Concordia am 6. Mai 1857 gezeichnet. Links das Städtchen mit ca. 6000 Einwohnern, rechts die alte Festung aus der Franzosenzeit. Am Ufer Korallenfelsen.

Seiten Bänke stehen, alles natürlich fest mit dem Boden verbunden. Der Tisch erhält sein Licht von oben durch ein rundes Loch, das bei Regen mit einem vergitterten Glasdeckel verschlossen wird. «Unsere Kajüte liegt im hinteren Raume des Schiffes, unmittelbar vor dem Steuerruder, dessen Knarren uns beständig in fürchterlichen Holztönen in den Ohren liegt. Doch daran habe ich mich bereits gewöhnt und würde es fast schon vermissen. Etwa zehn Fuß vor der Kajüte auf Deck sieht ein Bretterverschlag mit einem Loch im Dach, aus dem es den ganzen Tag dampft und qualmt. Das ist unsere Küche, in welcher gerade drei Kessel und der Koch Raum haben. Bald hinter der Küche folgt das Vorderdeck, das um etwa drei Fuß niedriger liegt, auf dem die Matrosen nebst Jack, einem liebenswürdigen Schweinchen, ihr Wesen treiben.»

Über seine eigene Ausrüstung berichtet Weinland: «Heute brachte ich auch alle meine Beobachtungs-, Fang-, Schuß- und Aufbewahrungsapparate, als da sind Mikroskop, Teleskop, Thermometer, Barometer, zwei große Fischnetze zum Ziehen, drei Schleppnetze, eine Doppelflinte, sodann Kisten und Kästen und Kästchen, Tausende von Schächtelchen und Gläschen von allen Dimensionen, außerdem zwei Fäßchen Alkohol zum Aufbewahren ganzer Tiere in dem Schiffsraum unter. Auf die Alkoholfäßchen habe ich nach dem Rat, den mir Professor Agassiz vor einigen Tagen gegeben, mit großen Buchstaben «poison» (Gift) geschrieben, der Matro-

sen wegen. Es ist ja auch keine Unwahrheit. Habe auch etwas Guasiarinde hineingeworfen. So hoffe ich, wenigstens etwas davon glücklich nach Haiti zu bringen.»

Bei der Aufzählung der Ladung wundert sich Weinland darüber, daß viele Waren darunter sind, die es in Haiti doch auch gibt: «Wozu getrocknete Fische einführen auf eine Insel, deren Gestade und Flüsse von Fischen wimmeln sollen? Wozu weißen Zucker in das Land des Zuckerrohrs führen! Wozu Bretter und ander Holz nach Haiti bringen, wo der Urwald überall bis zum Meer herunter steigt? Wozu diese namenlosen Massen von Seife? Es muß ein eigenes Volk sein, diese freien Neger. Die genannten Güter machen aber in der Tat die gewöhnliche Fracht nach Haiti aus. Freilich hatte einmal vor kurzem ein New Yorker Schiff eine andere Fracht an Bord, dreißig große Kisten mit nachgemachtem haitianischem Papiergeld. Es ging nach Port-au-Prince, der Hauptstadt unseres Negerstaates. Die Sache wurde ruchbar; der Kapitän gefangen gesetzt. Es stand Todesstrafe darauf. Aber die Nordamerikaner schickten eine Brigg hin, und der Kapitän ging frei aus. Das Papiergeld wurde von der Regierung benutzt, und die Herstellungskosten waren erspart.» Im Album sind einige haitianische Noten eingeklebt. Bei der geringen Qualität ihrer Ausführung erscheint eine Fälschung als Kinderspiel.

Auch die Verpflegung an Bord ist Weinland eine Beschreibung wert: «Bereits wird uns recht fühlbar,

wie nötig der eigene Nebenproviant war, den wir für uns beide eingetan. Am Morgen ein schrecklicher, schwarzer Kaffee ohne Milch, dazu heißer Pudding mit Sirup; mittags gesalzenes Rind- oder Schweinefleisch, wieder mit Sirup. Abends Tee ohne Milch, dazu jeden Tag frisches, neu gebackenes Brot, das ja nie auf einer amerikanischen Tafel fehlen darf. Wir halten uns an unseren Schinken und mitgebrachtes Schwarzbrot, dazu scotch pale ale (ein schottisches blasses Bier), Bordeaux und nicht zu vergessen, eingemachtes Obst und frische Äpfel. Das sind die Dinge, die man auf das Schiff mitnehmen muß. Auch unsere preserved milk, ein Pulver aus eingetrockneter Milch, in Kaffee und Tee geschüttet, macht denselben erträglich.»

Mit jedem Besatzungsmitglied kommt Weinland ins Gespräch. Er charakterisiert jeden nach Art und Herkunft. Der Freund und Mitpassagier bleibt dagegen etwas blaß – vielleicht ging Weinland im verlorengegangenen Teil des Tagebuchs ausführlicher auf ihn ein? Immerhin läßt sich Weinland von ihm über die Geschichte Haitis und über dessen Handel informieren. Dabei erregt es seine Verwunderung, daß eine einstmals so reiche Kolonie, die seinerzeit ein Drittel der französischen Staatseinkünfte beigesteuert hat, jetzt so wenig ausführt und – wie vorhin erwähnt – weißen Zucker einführt. Er stellt sich die Frage, ob die Abschaffung der Sklaverei keinen Segen gebracht habe.

*Zwischen Schneesturm und Hurrikan,
von Pilgervätern und Walfängern*

Drei Stürme erlebten und bestanden Besatzung und Passagiere der *Robert Raikes*, so hieß der Schoner, in der Berichtszeit. Der erste, gleich nach dem Auslaufen, war mit einem Schneesturm verbunden. Eine gleichzeitig mit der *Robert Raikes* in See gestochene Brigg, deren Kapitän weniger Vorsicht walten ließ als Kapitän Paul Dyer, mit dem Weinland segelte, verlor die Masten mitsamt den gefrorenen Segeln und mußte die Notlaterne setzen.

Der dritte Sturm, zehn Tage später, war ein ausgewachsener tropischer Hurrikan, bei dem die gesamte Deckladung verloren zu gehen drohte. Weinland half mit, das Faß mit dem lebensnotwendigen Süßwasser, das sich aus seiner Befestigung gelöst hatte, gemeinsam mit den Matrosen auf dem auf und ab, hin und her schwankenden Deck wieder zu befestigen. Diese Stürme stellten höchste Anforderungen an das Schiff und an alle, die auf ihm fuhren. Bei der Beschreibung der Nacht des Hurrikans, als dieser auf seinem Höhepunkt angelangt war, findet sich ein Zeugnis von besonderem Wert über den

Menschen Weinland als Theologen und Naturforscher: «Der Kapitän betete drüben mit lauter Stimme, was er sonst nie getan. Auch ich prüfte mein Herz. Wie stand es mit meinem Glauben, dem durch jenes Studium erschütterten Glauben eines jungen Naturforschers? Hielt seine Überzeugung, sein Mut jetzt noch aus mit seinem pantheistischen, aber bewußten Gott? Ja!»

Paul Dyer, der Kapitän, war ein Temperany man, ein Temperenzler, der seinem Sohn schon im Alter von vier Jahren das Gelübde abgenommen hatte, alle gegorenen Getränke zu meiden. «Der Ernst des Mannes zieht mich an, wir werden uns noch näher kennenlernen. Hier sein Bildnis: Er ist groß, hager, mager, langhalsig, ohne rechtes Brustgewölbe. (...) Er ist ein Vollblut-Yankee, wie man davon Hunderte täglich in den Straßen von Boston sehen kann. Geboren auf Kap Cod, jener bewohnten, sandigen Halbinsel, das die besten Kapitäne, aber auch nur Kapitäne und Steuerleute liefert, wovon jährlich große und kleine Walfischfahrer zu Dutzenden ausgehen.»

Der Kapitän, stolz auf seine Abstammung von den Pilgervätern, informierte Weinland bereitwillig über die Geschichte der ersten englischen Ansiedlung in Nordamerika, von der Landung der Mayflower am Kap Cod im Jahre 1627 an. Gerne erzählte er seinem wißbegierigen Passagier über den Walfang, den er durch lange Jahre hindurch ausgeübt hatte, und seine verschiedenen Aspekte. Hauptsächlich hatte er den Spermwal gejagt, der das wertvolle gelbliche Öl und Amber, ein weißliches Fettwachs, liefert. Der Walfänger erkennt den reichen «Spermgrund» an herumschwimmenden, abgeissenen Armen von kolossalen Tintenfischen. Weiter wurden gejagt der gemeine Bartenwal, der das schönste Fischbein liefert, der Buckelwal, der Finnwal, der Gelbbauch sowie eine Abart des Spermwals.

«Interessant war es mir auch, von Dyer etwas über die soziale Verfassung der Besatzung eines Walfischfahrers zu hören. Die Ausrüstung eines Schiffes auf zwei bis fünf Jahre, wenn es ein großer Dreimaster ist und wenn es in den Stillen Ozean geht, so ist das letztere die gewöhnliche Zeitdauer, erfordert ein Kapital, das nur selten ein einzelner Mann aufbringen kann, oder wenigstens riskieren mag. Es beteiligen sich daher fast immer eine große Anzahl von Leuten von einem Dorfe, einer Stadt, Alte und Junge, Reiche und Arme, von einem bis zu Dutzenden von Gewinnanteilen von einem Schiff. Daher sagt der Bostoner Witz den Mädchen von Kap Cod nach, daß sie ihre Tänzer auf den Bällen stets zuerst fragen: «How much is the oil?», d. h. «Wie hoch ist der Walfischtran eben im Preis?», weil jede dersel-

ben mit einem kleinen Kapital bei dem Schiffe interessiert sei. Aber vor allem hat die ganze Bemannung, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen herab, ihren festen Anteil an der Ausbeute. Gewöhnlich rechnet man etwa die Hälfte des Reingewinns denen zu, welche die Mittel zur Ausstattung herbeigeschafft, die andere Hälfte gehört mit Recht der Bemannung, welche die Arbeit tat und so lange Zeit fern vom heimischen Boden und allen Bequemlichkeiten des Lebens auf dem Ozean umhertreibt, auch oft nicht wiederkehrt, wovon die vielen alten und jungen Witwen erzählen können, die man fast ausnahmslos zeitlebens in schwarzer Tracht in den Küstendörfern auf dem Kap Cod zur Kirche gehen sieht. Dieses eigentümliche Familienleben kann auch seinen Einfluß auf den Charakter des weiblichen Geschlechts an jener Küste nicht verhehlen. Diese meist von ihren Männern getrennt lebenden Frauen von Kap Cod sind körperlich und geistig kräftiger, mutiger, überlegter, mit einem Wort männlicher als andere. Schon ihre Tracht ist immer ernster, dunkler, wie sie zu einer Seelenstimmung paßt, die sich an den Gedanken der täglichen Todesgefahr ihrer nächsten Angehörigen gewöhnt hat. Dagegen sieht man auch auf jenen unfruchtbaren, über und über mit totem Sand bedeckten Küsten, wo von Ackerbau fast nicht die Rede sein kann, eine Wohlhabenheit, wie sie nur jener, seit zwei Jahrhunderten gepflegte Unternehmungsgeist, jene Energie und Seelust des angelsächsischen und des normannischen Bluts schaffen konnte. Große, hübsche, reinlich gehaltene Häuser säumen dort die Gestade des Meeres, denn die Anhänglichkeit dieser Menschen an dies Wasser, die Quelle ihrer Wohlhabenheit, ist so groß, daß fast nie eine Familie in dem üppigen, reichen Inneren des Landes sich ansiedelt. Nur selten sind ja überhaupt kräftige Männer zu Hause zu finden, aber unbegrenzt ist auch der Jubel, wenn Vater, Sohn, Bruder nach fünfjähriger Abwesenheit nach Hause kommt.» Nach diesem Einschub mit eigenen Beobachtungen fährt Weinland mit dem fort, was er von Kapitän Dyer erfahren hat: «Doch sind wir noch an der Gewinnverteilung. Natürlich sind die Anteile sehr verschieden nach den Berufsgraden der Bemannung. Der Kapitän erhält ungefähr ein Viertel, die zwei Steuermänner und der Harpunier sind die zunächst hochangelegten, aber auch der Schiffsjunge erhält bei einer glücklichen Fahrt oft mehrere hundert Dollar per Jahr nach der endlichen Rückkehr auf einem Brette blank ausbezahlt.»

Selbstverständlich erklärte der Kapitän seinem interessierten Passagier auch Fragen der Navigation und der Standortbestimmung auf See bei den ver-



Nicht näher bezeichnete Schnecke, 18. Februar 1857.

schiedenen Sichtverhältnissen und wies ihn in die Seemannsbräuche ein. Auch vom Seemannsaberglauben bekam Weinland einiges aus dem Munde der Matrosen mit.

Eingehend befaßt sich Weinland mit dem Golfstrom. Er vergleicht seine Beobachtungen und Temperaturmessungen mit den in Büchern mitgeteilten, und er wünscht sich, den Golfstrom einmal von oben, von einem Ballon aus (!) beobachten zu können. Das Golfkraut, über das die Matrosen des Kolumbus seinerzeit so erschrecken, und die darauf lebenden Quallenpolypen untersucht er gründlich. Als die Bermudas passiert werden, ohne daß das Schiff dort angelegt, bedauert Weinland das sehr. Er notiert aber alle Einzelheiten über die Inseln, deren er habhaft werden kann.

In Gedanken bei den Lieben daheim

Seine große Kontaktfreude, das wurde schon gesagt, kam Weinland in allen Lebenslagen zugute. Über der jeweiligen Gesellschaft vergaß er jedoch auch seine Familie nicht. In die Heimat und zu den Lieben zu Hause gingen immer wieder seine Gedanken. Die Stürme auf See erinnern ihn an das Wuodansheer, das in den Dezembertagen über die Schwäbische Alb braust. Einmal schreibt er: «Wahrscheinlich, man hat Muße, auf dem Schiffe zu schreiben und mehr Lust dazu als auf dem Lande, wenn es nämlich auf Deck naß und unfreundlich und man in die Kajüte gebannt ist. Auch denke ich immer, daß Ihr zu Hause, auf der fernen Schwäbischen Alb, einst gerne diese Blätter leset, die, will's Gott, Euch erreichen, auch wenn ich selbst nicht mehr zurückkäme. Ich will also meine Feder noch ein Weilchen spazieren gehen lassen, es hält mich frischer, als wenn ich lese. Ihr müßt es eben nehmen, so ohne systematische Ordnung, wie es entstanden, Beobachtung nach Beobachtung, Gedanke

Protokoll der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 11. Mai 1991 im Pädagogisch-kulturellen Centrum (ehem. Synagoge) in Freudental

Begrüßung und Grußworte

Der stellvertretende Vorsitzende, Martin Blümcke, begrüßt die 50 Anwesenden und entschuldigt die Abwesenheit des Vorsitzenden, Prof. Dr. Manfred Bulling, der im Ausland weilt. Herr Blümcke übergibt daraufhin das Wort an den Vorsitzenden des Pädagogisch-kulturellen Centrum in Freudental, Herrn Bez, der die Geschichte und Bedeutung des Tagungsortes kurz skizziert.

TOP 1: Tätigkeitsbericht des Vorstands

Professor Dr. Gebhard Müller, Ehrenmitglied des Heimatbundes, war wohl der prominenteste Tote, den der Verein zu beklagen hat. Bedingt durch die Überalterung der Mitglieder sterben sehr viel mehr alte Mitglieder, als neue eintreten. Ende März 1991 war mit 5913 Mitgliedern erstmals ihre Zahl unter die 6000er-Grenze gefallen. Es ist erfreulich, daß seitdem die Gesamtzahl wieder steigende Tendenz aufweist.

Zum 1. April 1991 hat der Geschäftsführer Klaus Vogel den Verein verlassen und eine Stelle als stellvertretender Direktor am Deutschen Hygiene-Museum in Dresden angenommen. Mit Herrn Harald Schukraft konnte kurzfristig ein engagierter Nachfolger gefunden werden, der halbtags arbeitet. Seit Anfang Juni komplettiert Dieter Dziellak, noch bis zum 15. August 1992 gewählter Bürgermeister in Maulbronn, die Geschäftsstelle im Waisenhaus als ehrenamtlicher Geschäftsführer. Für Frau Schober, die von sich aus zum 1. Juli dieses Jahres gekündigt hatte, konnte Frau Langguth angestellt werden. Auf diese Weise ist nun die Zentrale wieder kompetent und engagiert besetzt. Unser Dank gilt Frau Schober und Herrn Vogel, deren entgegenkommende und aufgeschlossene Art von den Mitgliedern sehr geschätzt wurde.

Ein Höhepunkt im Vereinsleben des vergangenen Jahres war die Einweihung des Kalkofen-Museums in Untermarchtal am Sonntag, dem 9. September. In der Schwäbischen Heimat 1990/4 ist darüber ausführlich berichtet worden. Hier sei noch einmal Jürgen Brücklacher und seiner Frau für den großen Einsatz herzlich gedankt, nicht minder der neuen Ortsgruppe Untermarchtal, die mit ihren 14 Mitgliedern jeden 30. Einwohner in ihren Reihen zählt, die das Kalkofen-Fest vorbildlich organisiert hat und seitdem das Museum betreut.

Einen Monat später, am 7. Oktober 1990, wurden in der Reithalle des Hofes Georgenau bei Möttlingen, Bad Liebenzell, die Denkmalschutzpreise 1990 in feierlichem

Rahmen vergeben. Einmal an die Besitzer des Hofgutes Georgenau für die Restaurierung des Schloßbaus von 1739, den Besitzern des Hauses Bußgasse 3 in Horb am Neckar für die behutsame Erhaltung eines mittelalterlichen Wohnturms mit alemannischem Fachwerkaufsatz und den Eigentümern des Gartenhauses Herrenberger Str. 9/8 in Tübingen für die Rettung dieses kleinen, aber typischen Gebäudes aus der Zeit um 1760. Diese Auswahl hatte ein ausgezeichnetes Echo in den Medien und ist auch eingehend im Heft 1991/1 der Schwäbischen Heimat vorgestellt worden.

Parallel zu dem Denkmalschutzpreis hat der Heimatbund einen Preis für Kultur-Landschaften mit einer Dotation von DM 5000,- gestiftet und heuer zum ersten Mal ausgeschrieben. Es geht dabei nicht um die Prämierung von Biotopen, sondern um das positive Zusammenwirken von Mensch und Natur, um beispielhaft erhaltene und gestaltete Kultur-Landschaften als Ausdruck der Koexistenz von Mensch und natürlicher Umwelt.

1990 wurde die Reihe der Erwerbungen von Grundstücken in unseren Naturschutz-Besitzungen fortgesetzt. Kleinere Areale konnten am Grafenberg bei Herrenberg, auf dem Gielsberg bei Pfullingen, in den Weiherwiesen Essingen und am Spitzberg in Hirschau gekauft werden, im Pfrunger Ried haben wir in den letzten zwei Jahren insgesamt acht Hektar erwerben können. Eine wesentliche Hilfe ist uns dabei Notar a. D. Halm aus Nufringen. Zu danken haben wir auch den Bezirksstellen für Naturschutz Stuttgart und Tübingen, die uns beraten und bei dem Erwerb mit Staatsbeiträgen unterstützen.

Für viele unserer Mitglieder ist der wichtigste Teil unserer Tätigkeit das Reiseprogramm, das wir erstmals separat gedruckt und dem Heft 1990/4 beigelegt hatten. Das Fahrtenprogramm des vergangenen Jahres war wieder in jeder Hinsicht erfolgreich. Besonderes Interesse finden die mehrtägigen Fahrten ins Ausland, wobei der Süden beliebter ist als der Norden. Wir danken unserem Stamm bewährter und beliebter Reiseleiter, deren Qualität ein Markenzeichen unserer Reisen ist.

Bei der Vierteljahresschrift Schwäbische Heimat, die wortwörtlich zu den schönsten Seiten des Heimatbundes gehört, wurde der Jahrgang 1990 nicht mehr vom Theiss-Verlag, sondern von der Tübinger Chronik gedruckt. Durch diesen Wechsel konnten bei den Herstellungskosten DM 40000 eingespart werden; zugleich bekam die Zeitschrift ein gefälligeres Äußeres.

Eine Kommission »Zukunftsperspektiven 2000« überlegt

sich, wie der Schwäbische Heimatbund von morgen beschaffen sein muß, um auch jüngere Jahrgänge zu erreichen. Die Aktivierung und Neugründung von Orts- und Regionalgruppen steht dabei sicher im Vordergrund. Die Stadtgruppe Stuttgart, die von Harald Schukraft und den Herren Armbruster und Sackenreuther geleitet wird, hat schon ein erfreuliches Eigenleben entfaltet. Neugründungen in Hohenlohe, im nördlichen Enzkreis und in Herrenberg scheinen bevorzuzustehen. Durch die neue Vereinsatzung haben diese Gruppen jetzt die Chance, sich stärker als bisher selbst zu organisieren und hoffentlich noch kraftvoller nach außen hin tätig zu werden.

Zuletzt sei allen Vertrauensleuten und Vorsitzenden der Ortsgruppen für ihre Arbeit herzlich gedankt, aber auch allen Mitgliedern in den Fachausschüssen. Zum Schluß sei Dr. Manfred Bulling zitiert, der sich mit Dank für das Vertrauen als erster Vorsitzender verabschiedet: »Mein Ziel war, Voraussetzungen zu schaffen, die die Weiterarbeit des Bundes auf neuer und gestärkter Basis ermöglichen. In der bewährten Tradition das Erhaltenswerte zu verteidigen und mit gutem Neuen zu verbinden, das wünsche ich mir für den Heimatbund.«

TOP 2: Kassenbericht des Schatzmeisters

Herr Blümcke berichtet, daß der bisherige Schatzmeister, Herr Greeck, Anfang Dezember 1990 zurückgetreten ist, weshalb der Schriftführer, Herr Dr. Setzler, den Kassenbericht vorträgt. Herr Dr. Setzler erläutert den allen Anwesenden ausgehändigten Kassenbericht und erklärt, daß der Rücktritt von Herrn Greeck nichts mit den Finanzen des Vereins zu tun hat, sondern auf rein persönlichen Gründen beruht.

TOP 3: Prüfungsbericht des Kassenprüfers

Herr Blümcke erklärt, daß der Kassenprüfer, Herr Müsle aus Waldenbuch, die Kasse des Vereins geprüft hat und der Prüfungsbericht, der keine Beanstandungen aufweist, dem Vorstand vorliegt.

TOP 4: Entlastung

Aus der Versammlung wird Herr Rothmund gewählt, die Entlastung vorzunehmen. Herr Rothmund dankt zunächst allen ehrenamtlichen Kräften des Schwäbischen Heimatbundes, auf deren Mitarbeit der Verein nicht verzichten kann, ja ohne die er gar nicht existieren könnte. Dann bittet Herr Rothmund die Anwesenden um Entlastung des Vorstands. Die Entlastung wird bei drei Enthaltungen einstimmig erteilt.

TOP 5: Neufassung der Satzung

Herr Blümcke erläutert die vom Amtsgericht Bad Cannstatt geforderten Satzungsänderungen. Herr Reutter aus Ulm bittet die Versammlung um Zustimmung zur Satzungsänderung bzw. Neufassung der Satzung, was einstimmig erfolgt.

TOP 6: Wahl des Vorstands

Herr Blümcke berichtet, daß der Vorsitzende, Prof. Dr. Manfred Bulling, nicht mehr zur Wahl steht. Herr Bulling hat Herrn Blümcke gebeten, dem Schwäbischen Heimatbund für das bisher entgegengebrachte Vertrauen und die

gute Zusammenarbeit zu danken. Die Tätigkeit als Rechtsanwalt lasse ihm leider keine Zeit mehr, auch in Zukunft den Vorsitz des Schwäbischen Heimatbundes zu übernehmen.

Herr Lutz wird als Wahlleiter gewählt. Der Vorsitzende der Ortsgruppe Heilbronn des SHB erläutert der Versammlung die Formalien, nach denen die Wahl ablaufen soll. Geheime Abstimmung wird nicht beantragt. Daraufhin stellt Herr Lutz die Kandidaten für den neuen Vorstand vor. Als Nachfolger des Vorsitzenden Dr. Bulling schlägt der alte Vorstand Herrn Blümcke vor.

Wahl des 1. Vorsitzenden: Herr Lutz fragt die Anwesenden, ob noch andere Vorschläge gemacht werden. Dies ist nicht der Fall. Die Mitgliederversammlung wählt daraufhin Herrn Martin Blümcke einstimmig bei zwei Enthaltungen zum neuen Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes.

Wahl des 1. Stellvertretenden Vorsitzenden: Es wird vom alten Vorstand Herr Dr. Oswald Rathfelder vorgeschlagen. Herr Dr. Rathfelder erklärt, daß er gerne einem jüngeren Kandidaten seinen Platz räumen würde, wenn sich ein solcher fände. Herr Lutz fragt die Versammlung, ob weitere Vorschläge gemacht werden. Es erfolgen jedoch keine Wortmeldungen. Herr Dr. Rathfelder wird daraufhin bei zwei Enthaltungen zum 1. Stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Wahl des 2. Stellvertretenden Vorsitzenden: Es wird vom alten Vorstand Herr Dr. Setzler vorgeschlagen. Da keine weiteren Vorschläge geäußert werden, wird Herr Dr. Wilfried Setzler bei einer Enthaltung gewählt.

Wahl des Schriftführers: Es wird vom alten Vorstand Frau Zöllner vorgeschlagen. Es werden keine weiteren Vorschläge gemacht. Frau Ursula Zöllner wird einstimmig gewählt.

Wahl des Schatzmeisters: Vom alten Vorstand wird Herr Weygandt vorgeschlagen. Herr Gerhard Weygandt stellt sich vor und schildert seinen Werdegang. Ohne daß weitere Vorschläge gemacht werden, wird Herr Weygandt bei einer Enthaltung einstimmig gewählt.

Als weitere Vorstandsmitglieder stellen sich die Herren Gräf und Oechßler zur Wahl. Es werden aus der Versammlung keine weiteren Vorschläge gemacht. Herr Ulrich Gräf wird einstimmig, Herr Fritz Oechßler bei einer Enthaltung ebenfalls einstimmig in den Vorstand gewählt.

TOP 7: Wahl des Beirats

Zur Wahl stehen Frau Dr. Sylvia Greiffenhagen sowie die Herren Hannjörg Fastnacht, Dr. Hans Mattern, Prof. Dr. Hans-Martin Maurer, Dr. Klaus Merten, Karl Reutter, Albert Rothmund, Dr. Oskar Sebald und Reinhard Wolf. Aus der Mitgliederversammlung bittet Frau Hammer, Stuttgart, die anwesenden Kandidaten, sich vorzustellen. Die Herren Dr. Mattern, Reutter, Rothmund und Wolf erläutern daraufhin in wenigen Worten ihre derzeitige berufliche Funktion. Es werden keine weiteren Vorschläge gemacht. Bei Stimmenthaltung des jeweils Betroffenen wird der vom Vorstand vorgeschlagene Beirat einstimmig gewählt.

TOP 8: Beitragserhöhung

Der bisherige Vorstand schlägt der Mitgliederversammlung die Erhöhung des Mitgliedsbeitrags auf DM 40,- vor. Herr Blümcke bittet um Diskussionsbeiträge, es gibt keine Wortmeldung. Die Beitragserhöhung wird daraufhin einstimmig beschlossen.

TOP 9: Verschiedenes

Herr Blümcke bittet die Mitgliederversammlung, der Ernennung von Herrn Dr. Wolfgang Irtenkauf zum Ehrenmitglied des Schwäbischen Heimatbundes zuzustimmen. Die Verdienste Herrn Dr. Irtenkaufs sind vielfältig: fast drei Jahrzehnte Mitgliedschaft, mehrere Jahre lang Mitglied des Vorstands, acht Jahre Redakteur der Schwäbischen Heimat sowie langjähriger beliebter Reiseleiter beim Reiseprogramm des Vereins. Durch anhaltende Akklamation der Mitgliederversammlung wird Herr Dr. Irtenkauf zum Ehrenmitglied ernannt.

Buchbesprechungen

ALBRECHT BRUGGER: Baden-Württemberg. Landschaft im Wandel. Eine kritische Bilanz in Luftbildern aus 35 Jahren. Mit Texten von Frieder Luz und anderen. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 143 Seiten mit 111 Abbildungen. Kartoniert DM 49,80

Das rapide Wachstum unserer Städte und Industriegebiete, aber auch der vor den Städten gelegenen Dörfer und sogar der Weiler seit dem Zweiten Weltkrieg ist nur eine Komponente der raschen Veränderungen, denen unsere Heimat unterworfen war und ist. Insgesamt über hundert Luftbilder des freischaffenden Fotografen Albrecht Brugger dokumentieren im konsequenten Vergleich älterer und neuerer Aufnahmen diesen Wandel der Landschaft in den vergangenen 35 Jahren: Die Expansion der Siedlungen sowie der industriell genutzten Flächen, die durch Flurbereinigung, Straßenausbau, Autobahnkreuze und Flughafenausbau hervorgerufenen Schäden, aber auch die Versuche, durch «Ausgleichsmaßnahmen» Eingriffe in die Landschaft abzumindern.

Durch bemerkenswerte Schärfe und Plastizität erlauben Albrecht Bruggers Luftbildaufnahmen eine detaillierte Bilanz. Drei Autoren unterstützen den Fotografen bei der Analyse des im Bild Vorgestellten, erläutern die Hintergründe der jeweiligen Veränderungen. Angesichts der erschreckenden Verarmung unserer Landschaft in den vergangenen Jahrzehnten, die in den Aufnahmen über-

deutlich zum Ausdruck kommt, zieht das Buch eine notwendigerweise kritische, ja zornige Bilanz, die die weitreichenden umweltpolitischen Folgen der Eingriffe in die Natur offen und ungeschönt anspricht. Betroffen nimmt der Leser die Widersprüchlichkeit bestimmter Maßnahmen und Tendenzen der Moderne zur Kenntnis. So etwa im Hinblick auf unser dichtes Straßennetz, das durch mehrere Luftbildaufnahmen eindrucklich dokumentiert wird. Der Straßenbau ist Teil der für das wirtschaftliche Wachstum notwendigen Infrastruktur. Er wird auch vorangetrieben, um uns die rasche Flucht aus den Industrie- und Ballungsräumen zu ermöglichen. Die Asphalt- und Betonbänder, die zu Naherholungsgebieten führen, zerstören jedoch zugleich nachhaltig die Landschaft, der verständliche Wunsch nach dem eigenen Heim im Grünen zieht zugleich die Vernichtung alter Streuobstwiesen und Grüngürtel nach sich. Unser Bedürfnis nach Naturnähe zerstört so gerade das, was wir suchen: einen abwechslungsreichen und nicht zuletzt ökologisch wertvollen Landschaftsraum.

Die widersprüchlichen Konsequenzen der dank unserer hochentwickelten Technik möglichen immensen Eingriffe in die Natur werden anhand einer Vielzahl von Beispielen verdeutlicht: Berge werden abgetragen, Täler aufgeschüttet, gewundene und verschlungene Wasserläufe umgebettet, aufgestaut oder in ein steriles Kanalbett gezwungen. Ziel dieser Maßnahmen ist nicht selten die Verbesserung der Infrastruktur, das wirtschaftliche Wachstum. Betroffen und bestürzt muß der Leser die enorme Verarmung unserer Landschaft zur Kenntnis nehmen. Daß in Zukunft in einem Land, das zu den reichsten der Erde zählt, wirtschaftlicher Nutzen und ökologischer Schaden stärker als bisher gegeneinander abgewogen werden, um so für uns alle eine lebenswerte Umwelt zu erhalten, das ist die Hoffnung, die Fotograf und Autoren dieses Buches, das nachdenklich macht, an die Leser weitergeben möchten.

Andrea Hein

OSKAR SEBALD, SIEGMUND SEYBOLD und GEORG PHILIPPI (Hg.): Die Farn- und Blütenpflanzen Baden-Württembergs. Ulmer Verlag Stuttgart 1990. Band 1: 480 Seiten mit etwa 300 farbigen Abbildungen und 310 Verbreitungskarten. Leinen DM 46,-; Band 2: 420 Seiten mit 230 farbigen Fotos und 230 Verbreitungskarten. Leinen DM 46,-

Die vorliegenden beiden Bücher bilden den Anfang eines auf fünf Bände angelegten Werkes über die Pflanzenwelt Baden-Württembergs, drei weitere sind derzeit in Vorbereitung. Nach einem allgemeinen Teil, der u. a. die Untersuchungsgebiete beschreibt, die einzelnen Textsparten erläutert und einen kurzen Abriß der Waldgeschichte Mitteleuropas beinhaltet, werden im ersten Band in bestechend schöner Aufmachung sämtliche Farne und Nacktsamer sowie von den Bedecktsamern die Klassen Magnoliidae, Hamamelidae und Caryophyllidae vorgestellt. In gleicher Weise setzt der zweite Band die Vorstellung mit der Klasse der Dilleniidae fort.

Die Autoren gehen auf Morphologie, Biologie, Ökologie und Verbreitung jeder einzelnen Art ein, auch fossile und subfossile Nachweise sowie die erste Erwähnung in der Literatur werden genannt. Einige Bemerkungen zu Bestand und Bedrohung schließen jede Beschreibung ab. Kernstück des Werkes ist aber zweifellos die Erstellung von Verbreitungskarten, die jahrelange und mühevollen Kartierungsarbeiten voraussetzen. Diese Verbreitungskarten wurden in einem deutlich feineren Maßstab gehalten als die Karten bereits vorhandener Kartierungen. Es wurden Rasterkarten mit einem Grundfeld angelegt, das einem Viertel der Fläche einer topographischen Karte 1:25000 entspricht. Somit erfolgte eine wesentlich exaktere Kartierung. Außerdem wurden in den Karten vier Zeitstufen in den Symbolen verwendet, um die Dynamik der Verbreitung einer Pflanzenart hervorzuheben.

Fast alle Arten sind vorwiegend durch Farbfotos abgebildet, die durch ihre hervorragende Qualität auffallen. Teilweise dient eine kleine Skizze der Hervorhebung von besonderen Merkmalen oder von Artunterschieden. Selbst herrliche alte Stiche aus antiquarischen botanischen Büchern kommen hier zu neuen Ehren. Wo Fotos fehlen, da zeigen diese kunstvollen Zeichnungen die vorgestellte Pflanze in allen Einzelheiten von der Wurzel über Blätter und Blüten bis hin zur Frucht und sind somit für das Verständnis der Morphologie der einzelnen Arten fast noch wertvoller als Fotos.

Man kann die beiden Bände sicher als Bestimmungsbücher benutzen – alle Arten wurden in Bestimmungsschlüsseln erfaßt –, sie eignen sich aber nicht als Feldbestimmungsbücher zur Mitnahme auf Exkursionen; dazu sind sie viel zu schade und auch zu schwer. Aber zur Bestimmung mit nach Hause gebrachten Pflanzenmaterials, zum Studium der Artenverbreitung in Baden-Württemberg oder als Nachschlagewerk sind sie bestens geeignet. Man kann sich daher schon heute auf das Erscheinen der nächsten Bände freuen.

Astrid Waibel

BADISCHES LANDESMUSEUM (Hg.): **«Klar und Lichtvoll wie eine Regel.» Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.** G. Braun Verlag Karlsruhe 1990. 2 Bände, 381 und 34 Seiten. Kartiert DM 48,-

Das 275jährige Jubiläum der Karlsruher Stadtgründung nahm das Badische Landesmuseum zum Anlaß, vom Juni bis zum Oktober 1990 eine den europäischen Planstädten der Frühen Neuzeit gewidmete Ausstellung im Karlsruher Schloß zu präsentieren. Der dazu vorgelegte Ausstellungskatalog gliedert sich in zwei Teile: in ein schmales Verzeichnis der ausgestellten Objekte und in einen umfangreichen Aufsatzband. Das Objektverzeichnis stellt nichts anderes dar als eine Liste der ausgestellten Exponate mit den allerknappsten Angaben zu den Ausstellungsstücken, wobei das Nachschlagen auf der Suche nach Abbildungen der Exponate durch das Fehlen von Hinweisen auf die entsprechenden Seiten des Aufsatzbandes etwas umständlich ausfällt.

Der Verzicht auf eine Einzelbeschreibung tut der Brauchbarkeit dieses Kataloges keinen wesentlichen Abbruch, da sich die Auswahl und thematische Streuung der Aufsätze ziemlich weitgehend an den inhaltlichen Aufbau der Ausstellung anlehnt. Es bleibt jedoch festzuhalten, daß bei der gewählten Vorgehensweise einige wenige Ausstellungsbereiche im Katalog unter den Tisch fallen: beispielsweise die gezeigten Zeichen- und Meßinstrumente oder die Gemälde und Graphiken mit phantastischen Architekturen. Die Zusammenstellung der 25 Katalogbeiträge hätte durch das Hinzufügen einer zusammenfassenden Einführung in die Gesamthematik inhaltlich noch etwas abgerundet werden können.

Im ersten Hauptteil des Aufsatzbandes wird unter übergreifenden Gesichtspunkten auf die theoretischen Grundlagen der Planstadtentwicklung eingegangen. Die Themen der vertretenen Aufsätze sind: Philosophiegeschichtliche Grundlagen, Zusammenhänge zwischen Utopie und Idealstadt, Auswirkungen der Entdeckung der Zentralperspektive in der bildenden Kunst, Festungstädte der Frühen Neuzeit sowie die wechselseitigen Einflüsse zwischen Gartenkunst und den Residenzstadtanlagen der Zeit; Iris Baumgärtner bietet eine diesbezüglich aufschlußreiche Analyse der bekannten südwestdeutschen Beispiele. Die Beiträge von Hanno-Walter Kruff über *Utopie und Idealstadt* – seine Begriffsverwendung gibt allerdings zu Bedenken Anlaß – und von Hartwig Neumann über die militärische Seite der Stadtbaukunst gehen dabei auf größere Arbeiten der beiden Autoren zurück, die in den letzten Jahren veröffentlicht worden sind.

Der folgende Aufsatzteil ist ausgewählten einzelnen Planstädten bzw. ganzen Städtegruppen gewidmet: Pienza, Sabbioneta, Turin, Richelieu, Nancy und Chaux. Zwei besonders lesenswerte Aufsätze gelten den dänisch-schwedischen Stadtgründungen und den deutschen Planstädten des 16. und 17. Jahrhunderts. Evi Jung-Köhler verdeutlicht unter dem Titel *Dänemarks und Schwedens Traum vom Ostseereich* anhand einer Vielzahl skandinavischer Stadtanlagen die wichtige Funktion dieser Planstädte für den Ausbau des absolutistischen Staatswesens während der Frühen Neuzeit. Zur Bearbeitung der Planstädte innerhalb des Deutschen Reiches setzt sich Andreas Jakob in seinem Beitrag nicht nur mit dem in der Literatur so häufig angeführten Einfluß der Hugenotten auf die Stadtbaukunst auseinander, den er mit plausiblen Argumenten weitgehend in das Reich der Legende verweist, sondern er liefert dazuhin aufschlußreiche Überlegungen zur generellen Bedeutung und Funktion von Planstädten. Nicht zuletzt auch St. Petersburg und Washington, welche die Reihe der Einzelbeispiele beschließen, dokumentieren eindrucklich die europaweite bzw. durch den europäischen Einfluß beinahe weltweite Verbreitung der nach einem einheitlichen Plan erbauten Stadt.

Im letzten Hauptteil führt die Darstellung wieder in den Südwesten Deutschlands und vor allem nach Karlsruhe zurück. Auf fast hundert Seiten wird die Geschichte jener 1715 erfolgten Gründung der Residenzstadt des badischen Markgrafen Karl Wilhelm beschrieben, die zweifel-

los zu den künstlerisch bedeutendsten Planstädten Deutschlands und ganz Europas zu rechnen ist. Einzelne Abhandlungen gelten hier sowohl der Gesamtentwicklung der Stadtlage als auch zwei städtebaulichen Schwerpunkten Karlsruhes, dem Schloß und dem Marktplatz. Über die Architektur- und Städtebaugeschichte hinausreichende Aspekte der sozialen Struktur einer absolutistischen Residenzstadt werden besonders in den Beiträgen zu den Karlsruher Modellhäusern und zur «Peuplierung» der Stadt angesprochen.

Den Beschluß des Aufsatzbandes bildet eine 24 Seiten lange Liste von Planstadtanlagen des 16. bis 18. Jahrhunderts. In einer repräsentativen Auswahl werden insgesamt 140 europäische Städte aufgeführt und mit einigen sehr knapp gehaltenen Daten sowie vielfach, wenn auch gerade bei den weniger bekannten Städten nicht immer, durch eine kleine Abbildung beschrieben. Vom finnischen Åbo bis zum polnischen Zamość reichend, vermittelt diese alphabetisch angeordnete Zusammenstellung einen guten Eindruck von der wirklich europaweiten Ausstrahlung und Anwendung der Planstadtidee. Dennoch fordert gerade diese Liste zu einigen kritischen Bemerkungen heraus. Ihren Bearbeitern sei zwar gerne zugestanden, wie sie selber einleitend schreiben, daß es sich hierbei nur um einen ersten Versuch auf der Grundlage einer zum Teil sehr ungünstigen Forschungssituation handelt. Eine beträchtliche Anzahl von Unstimmigkeiten, Auslassungen und Fehlern hätte aber sehr wohl mit wenig Mehraufwand und größerer Sorgfalt vermieden werden können. Es seien hier nur einige wenige Beispiele stellvertretend für viele andere erwähnt, welche dem Rezensenten bei einer ersten Durchsicht aufgefallen sind.

Außerordentlich unglücklich wurde die Verwendung von Ortsnamen gehandhabt. Der Gebrauch historischer Stadtnamen der Entstehungszeit ist durchaus begrüßenswert. Große Verwirrung löst es aber aus, wenn dann vielfach die heutigen Namen entweder gar nicht genannt werden oder mit ihnen äußerst sorglos umgegangen wird. Bei den osteuropäischen Planstädten beispielsweise, deren Geschichte durch einen besonders häufigen Namenswechsel gekennzeichnet ist, zwingt dies den Benutzer dieser Liste zu langwieriger eigener Such- und Nachschlagearbeit, sofern er diese Städte genauer lokalisieren möchte. Einige Beispiele dazu: Bei ehemals deutschen Städten, die heute zu Polen gehören, fehlt der moderne polnische Name (Karlsruhe – Pokój, Marggrabowa (Treuburg) – Olecko); ebenso bei den meisten Städten der Sowjetunion. So setzen die Listenverfasser beim Benutzer die Kenntnis, daß St. Petersburg heute Leningrad heißt, offenbar nicht voraus, denn diese beiden Ortsnamen bekommen extra einen Verweiseintrag, wohl aber das Wissen, mit der lapidären Angabe «Arensberg (UdSSR)» sei eine Stadt im Baltikum gemeint, welche den lettischen Namen Riebiņi trägt. Der historische Kontext geht auf diese Weise bei den heute im Riesenreich der Sowjetunion befindlichen Städten völlig verloren.

Dieser oberflächliche Namensgebrauch führt an manchen Stellen geradezu zu schwerwiegenden Fehlern. Bester Beleg dafür ist der Katalogeintrag *Glogow (Polen), 1570 ge-*

gründet, erste polnische Planstadt. Polnisch Głogów – daß die für das polnische Schrift- und Lautbild so wichtigen diakritischen Zeichen in diesem Katalog völlig inkonsequent einmal richtig, dann falsch, oft auch überhaupt nicht verwendet werden, sei hier nur am Rande angemerkt! – heißt heutigentags die ehemals bedeutende mittelalterliche deutsche Städtegründung Glogau in Niederschlesien. Die erste polnische Renaissance-Planstadt, im östlichen Kleinpolen gelegen, trägt korrekterweise den vollen Namen Głogów Małopolski, deren zweiter Namensbestandteil hier einfach weggelassen wurde! Mit derartiger Kritik könnte weiter fortgefahren werden: so weisen die vielen aufgeführten finnischen Planstädte nur den schwedischen Namen ihrer Reichszugehörigkeit zur Entstehungszeit auf, die modernen finnischen Namen fehlen dagegen völlig, also Turku für Åbo, usw.

So bleibt als Fazit: Trotz einiger Unzulänglichkeiten, ja störender Fehler, erweist sich dieser Ausstellungskatalog im großen und ganzen als nützlicher Beitrag für die weitere Forschung. Sein besonderer Vorzug scheint mir aber weniger in einer umfassenden Darstellung der allgemeinen Entwicklungsgeschichte der frühneuzeitlichen Planstadt zu liegen, sondern vor allem in jenen Aufsätzen zu bestehen, die Einzelstädte und die Stadt Karlsruhe selbst zum Thema haben.

Klaus Sackenreuther

DAVID WARREN SABEAN: **Das zweischneidige Schwert. Herrschaft und Widerspruch im Württemberg der frühen Neuzeit.** Suhrkamp Verlag Frankfurt/M. 1990. 274 Seiten. Broschiert DM 20,-

Dieses bemerkenswerte landesgeschichtliche Buch ist das Ergebnis einer rund fünfzehnjährigen Forschungsarbeit, die der Autor, Geschichtspräsident an der University of California Los Angeles, zunächst in Neckarhausen, heute ein Stadtteil von Nürtingen, zur Untersuchung eines Falls bäuerlicher Abendmahlsverweigerung aufgenommen und dann auf regionale und staatliche Archive – u. a. Hauptstaatsarchiv und Landeskirchliches Archiv Stuttgart – ausgedehnt hatte.

Ziel von Sabeans Untersuchung ist es, die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Mechanismen ländlicher und kleinstädtischer Gesellschaft in der frühen Neuzeit im Spannungsbogen von staatlicher Disziplinierung und Repression einerseits und sozialem Widerstand «von unten» andererseits transparent zu machen. Dieses Ziel vor Augen, handelt das Buch von sechs Episoden, die sich im Zeitraum von rund 225 Jahren – zwischen der Reformation und dem 19. Jahrhundert – an verschiedenen dörflichen und kleinstädtischen Schauplätzen des Herzogtums Württemberg ereignet haben. Der Autor stützt sich dabei ganz bewußt auf diese kleinräumliche Perspektive, denn nirgends anders werden die konkreten Herrschaftsverhältnisse und Prozesse des sozialökonomischen Wandels in ihrer Auswirkung auf das Alltagsleben der sogenannten kleinen Leute sichtbarer als im sozialen Mikrokosmos dörflicher und kleinstädtischer Gemeinschaften.

Nach einem kurzen Abriss der frühneuzeitlichen Sozialgeschichte Württembergs präsentiert Sabean sechs Fallstudien. Zwei sollen hier stellvertretend für die anderen kurz angesprochen werden. Fallstudie I beschreibt einen Vorgang bäuerlicher Abendmahlsverweigerung aus den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts, wobei im Mittelpunkt der Betrachtung die Vorgehensweise von staatlichen Behörden steht, nämlich wie sie versucht haben, die Verweigerer zur Teilnahme am Abendmahl zu zwingen. Das Sakrament wird hier gleichsam zur Metapher für die soziale Binnenstruktur einer dörflichen Gemeinschaft, mit dem das Netz dörflicher Solidaritäten und Feindschaften aufgezeigt werden kann. Ein anderer Fall handelt von einem bäuerlichen Propheten, der 1648, also im letzten Jahr des Dreißigjährigen Krieges, durch die Lande zog und behauptete, ihm sei ein Engel mit einer Botschaft an den Herzog erschienen, einer Botschaft, in der von Sünde und Buße die Rede gewesen sei. Von Sabean wird diese Episode auf überzeugende Art als verschlüsselter Hinweis auf eine Steuerrevolte interpretiert.

In der Art und Weise, wie solche Episoden interpretiert werden, wird das zentrale methodologische Problem sichtbar, dem sich Sabean im Hinblick auf Quellen- und Textanalyse im Rahmen einer «Geschichte von unten» gegenübergestellt sah. Er schreibt hierzu: *Es fällt häufig schwer, exakt auszumachen, wie eine Sache aus der Sicht des Volkes beurteilt wurde. Historische Quellen, die von Angehörigen der Volksschichten verfaßt wurden, existieren bis weit ins 19. Jahrhundert hinein nur in spärlichem Umfang. (...) Alle Quellen, die uns zur Erforschung der bäuerlichen Kultur vorliegen, stehen in irgendeiner Weise im Zusammenhang mit Personen, die ein gewisses Maß an Herrschaft über die Bauern ausübten.* Angesichts dieser Ausgangsposition sind Sabeans mit kriminalistischem Spürsinn rekonstruierte Fälle bäuerlichen Widerstands gegen die herrschenden politischen, sozialökonomischen und religiösen Mächte in der Zeit zwischen der Reformation und dem vorigen Jahrhundert auch mustergültige Beispiele für eine quellenanalytische Methode, Dokumente von der Hand staatlicher und kirchlicher Obrigkeitsvertreter für das Studium der bäuerlichen Sicht des politischen und sozialen Wandlungsprozesses heranzuziehen – mit dem Ergebnis, daß es dem Autor gelungen ist, ein überzeugendes Stück frühneuzeitlicher Sozialgeschichtsschreibung vorzulegen.

Rudolf Kroboth

MICHAEL WEISS: Bücher, Buden, Burschenschaften. Tausend Semester Tübinger Studentenleben. Mit einem Vorwort von Dieter Langewiesche. Attempo Verlag Tübingen 1991. 165 Seiten mit 41 Abbildungen. Broschiert DM 24,80

Obwohl doch die Studentenschaft innerhalb der Tübinger Alma mater die weitaus größte Gruppe stellt, hat sich mit ihr die Universitätsgeschichtsschreibung bisher am wenigsten beschäftigt. Ein gehöriges Stück weit wird diese bedauerliche Lücke nun durch das Buch von Michael Weiß geschlossen. Ihm gelang es, die Rechte, die Pflichten

und die Wirkung der Studierenden innerhalb ihrer Hochschule, auch ihre Sitten und Bräuche, ihr Verhältnis zum Staat, zur Bürgerschaft und zur Gesellschaft fundiert und gut lesbar darzustellen. Bemerkenswert sind vor allem die Kapitel zur jüngeren Studentengeschichte – und ganz besonders der Abschnitt über die *Studentenrevolte von 1968*. Wilfried Setzler

PETER FASSL: Konfession, Wirtschaft und Politik. Von der Reichsstadt zur Industriestadt, Augsburg 1750–1850. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988. 538 Seiten. Leinen DM 89,-

Stadtgeschichte hat gerade in der Geschichtswissenschaft Konjunktur. Bisher oft mit dem «Rüchlein» des Kleinkariert-Rückständigen behaftet, dient sie in letzter Zeit oft dazu, auf der überschaubaren Ebene einer Kommune die Theorie, oft auch Vorurteile der traditionellen Geschichtsschau zu überprüfen. Ein herausragendes Beispiel für diesen Trend ist diese in Augsburg als Dissertation erstellte Abhandlung, die völlig zu Recht den dortigen Universitätspreis erhalten hat.

Der Autor versucht in einer, wie er es nennt, *integrativen Betrachtung* von Konfession, Wirtschaft und Politik und durch die Anwendung ausgefeilter statistischer Methoden den Übergang Augsburgs von der altständischen Reichsstadt des 18. Jahrhunderts zum aufstrebenden Industriestandort im bayrischen Obrigkeitsstaat des 19. Jahrhunderts genauer zu beleuchten. Er wendet sich gegen die traditionelle These vom wirtschaftlichen und geistig-politischen Niedergang der alten Reichsstädte, der erst von einer neuen Dynamik nach der Mediatisierung überwunden worden sei.

Das alte Augsburg vor 1806 sieht Fassel gekennzeichnet von der im Westfälischen Frieden festgeschriebenen konfessionellen «Parität» zwischen Katholiken und Protestanten, die nicht nur die Gleichberechtigung der beiden Religionsgemeinschaften sicherstellte, sondern dadurch auch eine verhältnismäßig breite Teilnahme der Bürger an der Gemeindepolitik bewirkte und den führenden Schichten, v. a. dem Patriziat, einen heilsamen Zwang zu Kompromiß und Bürgernähe auferlegte. Dazu gehörten auch Ansätze zu einem sozialen Ausgleich, z. B. zugunsten der armen Weber, der Spannungen in der Stadt gütlich und schiedlich aufzulösen half.

Mit dem Übergang zu Bayern begannen dagegen kältere Zeiten. Die rigide Säkularisierung zerstörte einen starken Rückhalt der wirtschaftlich meist schwächer gestellten Katholiken und der neue, «aufgeklärte» Bürokratenstaat hatte wenig Verständnis für die in seinen Augen umständlichen und überholten Ausgleichsmechanismen der alten Ordnung. Dazu verschärfte die aufkommende Industrialisierung das soziale Ungleichgewicht. Vor allem die katholische Unter- und Mittelschicht sah sich von der liberalen bürgerlichen Gesellschaft mehr und mehr ausgegrenzt. Als Gegengewicht baute sie sich ein reiches, rein katholisches Vereinswesen auf, das als eine Art «Gegengesellschaft» auch eine wichtige soziale Funktion erfüllte.

Ob man allerdings wie Fassl in seiner Schlußbemerkung so weit gehen kann, die alte Reichsstadt als quasi basisdemokratisches Modell der frühkapitalistischen Ellenbogen-gesellschaft voller kultureller Verarmung und Ausgrenzung ganzer Schichten entgegenzustellen, erscheint doch vielleicht etwas zu gewagt. Trotz dieses kleinen Einwandes ist es ein verdienstvolles Buch. Allerdings, dies sei nicht verschwiegen, eine einfache Nachttischlektüre ist es nicht. Eher im Stil einer Aufsatzsammlung, mit einem enormen statistischen Apparat, stellt es hohe Anforderungen an die Aufmerksamkeit des Lesers.

Eine kleine Kritik zum Schluß: In seiner Darstellung des Augsburger katholischen Vereinslebens überschreitet Fassl weit die im Titel angegebene Zeit «1850» und beschreibt z. B. die Entwicklung des örtlichen Kolping-Vereins bis zum Ersten Weltkrieg (!), ohne dies in Titel oder Einleitung hervorzuheben. Dies ist etwas ärgerlich, da niemand, der sich für die katholische Sozialbewegung der Jahrhundertwende interessiert, auf die Idee käme, in einem Buch dieses Titels nachzuschauen; und damit entgeht ihm ein profunder und kenntnisreicher Beitrag.

Michael Bayer

EBERHARD NAUJOKS: Stadt und Industrialisierung in Baden und Württemberg bis zum Ersten Weltkrieg (1800–1914). (Themen der Landeskunde, Heft 1). Konkordia Verlag Bühl 1988. 132 Seiten. Broschiert DM 24,80

Als erster Band einer *Themen der Landeskunde* genannten, der Verlagsankündigung nach zu urteilen jedoch hauptsächlich der Mundartforschung im deutschen Südwesten gewidmeten Reihe des Konkordia Verlags im badischen Bühl erschien bereits vor drei Jahren dieses Werk aus der Feder des Tübinger Historikers Eberhard Naujoks. Mit der Themenwahl liegt der Autor im Trend der historischen Forschung, entdeckte doch im vergangenen Jahrzehnt die Stadtgeschichte vermehrt das 19. Jahrhundert, die Sozial- und die Verfassungsgeschichte, vor allem aber auch die Wirtschaftsgeschichte ihrerseits die Stadt als Untersuchungsgegenstand.

Das vorwiegend aus gedruckten zeitgenössischen Quellen – etwa statistischem Material des 19. Jahrhunderts – und Sekundärliteratur schöpfende Werk gibt einen Überblick über die – sich gegenseitig bedingende – Entwicklung von Industrie und Stadt im letzten Jahrhundert. Den Wert der Arbeit, die unter anderem auch verfassungsgeschichtliche – bürgerliche Selbstverwaltung – und infrastrukturelle – staatliche Gesetzgebung, Gewerbeförderung – Voraussetzungen des wirtschaftlichen Aufschwungs in die Untersuchung einbezieht, wird man darin erkennen dürfen, daß am Beispiel ausgesuchter badischer und württembergischer Städte – Mannheim, Karlsruhe, Freiburg und Pforzheim, Esslingen, Heilbronn, Heidenheim und Stuttgart – klarer definiert und aufgezeigt wird, wo die Forschung in Zukunft anzusetzen hat. Die Problematik bereits erschöpfend zu bearbeiten, war kaum möglich. Zu umfang- und variantenreich gestaltet sich das Thema, als daß in einem Einzelwerk ein

Spiegelbild der gesamten Städtelandschaft während der Industrialisierung zu geben wäre, wie der Verlag etwas großsprecherisch verspricht. Professor Eberhard Naujoks, der als Universitätslehrer Legionen von Studenten und Doktoranden zu lokalen Arbeiten zur frühen Industrialisierung anregte, hebt zum Schluß der Einleitung in sein Werk zu Recht gerade auch auf diesen Umstand ab. Raimund Waibel

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER und WALTER ZIEGLER (Hg.): «Der glorreiche Lebenslauf unserer Fabrik.» Zur Geschichte von Dorf und Baumwollspinnerei Kuchen. (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen, Band 13). Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1991. 372 Seiten, 140 Abbildungen (davon 34 farbig), eine Stammtafel der Familie Staub-Bühler-Bourry und zahlreiche Tabellen. Pappband DM 58,-

Für das Bauern- und Weberdorf Kuchen im Filstal, das bis 1803 zum Gebiet der Reichsstadt Ulm gehörte und dann zu Württemberg kam, brachte die Ansiedlung der Baumwollspinnerei Kuchen in den Jahren 1857 bis 1868 in jeder Hinsicht eine Veränderung der bisherigen Lebensverhältnisse. Die Schweizer Unternehmerfamilie Staub hatte in der Absicht, innerhalb der Zollschranken des Deutschen Zollvereins produzieren zu können, nach einem entsprechenden Niederlassungsort gesucht. Im Geislinger Raum, zunächst in Altenstadt, dann in Kuchen, fand sich in günstiger Verkehrslage, mit ausreichender Wasserkraft versehen, ein geeigneter Platz. Mit dem Ehrgeiz, die größte Baumwollspinnerei Württembergs zu gründen, wurde die Kuchener Fabrik auf der grünen Wiese errichtet.

In neunzehn Beiträgen untersuchten die Teilnehmer eines Projektseminars des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen unter Leitung von Christel Köhle-Hezinger in Zusammenarbeit mit dem Göppinger Kreisarchivar Walter Ziegler Vorgeschichte, Blüte und Ende der Fabrik, die Motivation des Unternehmers, der Arbeiter, die Lage der alteingesessenen Kuchener und deren Reaktion auf das Geschehen, die sich ergebende Konfrontation und schließlich das Miteinander.

Aus der Sicht der Gemeindeverwaltung stellt Bürgermeister Wolfgang Hellstern das Verhältnis von Gemeinde und Fabrik dar. Christel Köhle-Hezinger befaßt sich mit der «textilen Tradition» und den Lebensverhältnissen im «alten Dorf» vor der Industrialisierung. Detailreich behandelt Walter Ziegler die Geschichte der Baumwollspinnereien und Weberei in Altenstadt und Kuchen. Viele der Aspekte, die in den folgenden Beiträgen ausführlicher ausgeführt werden, sind hier im Zusammenhang angesprochen.

Dazu gehört der Beitrag von Sibylla Mühleisen. Sie zeichnet die Karriere Arnold Staubs nach, typisch für einen sich seines Wertes bewußten Fabrikanten jener Zeit. Er kämpfte gegen Laster und Elend (Gisela Hengstenberg) mit dem Instrument der Disziplinierung durch die Fabrikordnung (Dieter Wolf), mit dem Bau einer auf der Pariser

Weltausstellung 1867 preisgekrönten Arbeitersiedlung (Martin Wörner) und der «Schule auf der Fabrik» (Lothar Diehl). Wer der Herr im Hause war, kann keinem Zweifel unterliegen. *Wem's nicht gefällt, der mache, daß er hinauskommt.* So ist das Kapitel über den Kuchener Streik von 1872 überschrieben (Thomas Krischer). Mit der Zusammensetzung, Herkunft und Fluktuation der Arbeiterschaft befassen sich Ursula Weber, Lothar Krög und Martin Wörner in verschiedenen Artikeln. Auf die Kinderarbeit geht Brigitte Digel, auf die Doppelbelastung der Frauen in der Fabrik und im Haushalt Monika Bönisch ein.

Die Veränderung der Lebensverhältnisse ließ auch den Bereich Religion und Konfession nicht unberührt. Wie reagierte der Ortsgeistliche? Auf welcher Seite stand er? Karin Haist und Monika Schwedhelm widmen sich diesen Fragen. Aufschlußreich ist der Beitrag *Freizeit zwischen Wirtshaus und Verein* von Andrea Kittel. Freizeitangebote des Fabrikherrn, traditionelle Vergnügungen im Dorf, proletarische Freizeitgestaltung und Hinwendung zur Politik und Versuche, einfach den Alltag im Wirtshaus zu vergessen, werden einander gegenübergestellt. Welche Rolle die Fabrik letzten Endes im Leben der Menschen spielte, die ihr ihre Arbeitskraft widmeten und von ihr ihren Lebensunterhalt bezogen, wird in den *Erinnerungen ans Ende* deutlich, die Uli Eder und Thomas Krischer aus Interviews zusammengestellt haben.

Alles in allem: Aus dem erstaunlich reichen Quellenmaterial ist den Beteiligten eine geglückte Aufarbeitung eines Komplexes gelungen, der beispielhaft für die Industrialisierung im 19. Jahrhundert in unserem Lande ist.

Hans Binder

PAUL LANDMESSER und PETER PÄßLER: **«Wir lernen im Vorwärtsgehen!» Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Reutlingen 1844–1849.** Distel Verlag Heilbronn 1990. 641 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 39,-

Als die Reutlinger Ortsverwaltung des Deutschen Metallarbeiterverbands 1925 ihre damals gerade dreißigjährige Geschichte in einer Chronik festhielt, stellte sie die Absicht des Büchleins mit einer Mutmaßung von Johann Jacoby (1805–1877) klar. *Die Gründung des kleinsten Arbeitervereins wird für den künftigen Kulturforscher und Geschichtsschreiber wichtiger erscheinen als die Schlacht bei Sadowa.* Der preußische Liberale und Arzt mag auf jeden Fall in seiner Einschätzung über den Gang der Geschichte, zumindest aber am politischen Interesse an Geschichtsschreibung ganz daneben gelegen haben, für die Bearbeiter des Reutlinger Dokumentenbands zur lokalen Arbeiterbewegung jedenfalls war seine Perspektive – bereits früh auch eine Aufforderung zur Abkehr von der Ereignisgeschichte – programmatischer Auftrag.

Wie sehr die großen Zusammenhänge und politischen Ereignisse in die überschaubare Welt einer schwäbischen Industriestadt eingreifen und das Leben der in die Arbeiterbewegung eingebundenen Menschen prägt, das belegt

das Autorenduo schon durch die Konzeption des in der Reihe *Aus der Geschichte lernen. Die Verwaltungsstelle der IG Metall dokumentieren ihre Geschichte* erschienenen Bandes. In knappen Skizzen wird jeweils der politische, ökonomische und soziale Hintergrund aufgezeichnet, bevor dann in einer Fülle von Quellen und Materialien die eigentlichen Akteure der Geschichte in der kleinen Welt der schwäbischen Industriestadt selbst zu Wort kommen. Dokumente unterschiedlichster Provenienz – Manifeste, Aufrufe, Presseartikel, autobiographische Skizzen, Briefe etc. – schlagen den weiten Bogen von der Formierung der Arbeiterbewegung nach der gescheiterten Revolution von 1848 über die Arbeiterbewegungskultur, die Geschichte der Maifeiern, schließlich die Spaltung der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik bis zu ihrer Zerschlagung durch die Nationalsozialisten und dem demokratischen Neubeginn nach 1945.

Wenn so bei der Skizzierung der Arbeiterbewegungsgeschichte aus einer festgelegten Perspektive geschrieben wird, dann wird natürlich Partei ergriffen; aber es werden auch, sehr hintergründig, Fragen gestellt. Symptomatisch mag da etwa eine Illustration gegen Ende des Buches stehen: Zwei Bilder, dieselbe Aufnahme der von den Franzosen eingesetzten zivilen Verwaltung mit den vier Männern, die bei Reutlingen ersten demokratischen Gehversuchen nach 1945 vorangingen. Als die lokale Sozialdemokratie das Foto später in einen Jubiläumsband übernimmt, fehlt – am Bildrand einfach abgeschnitten – KPD-Vertreter Fritz Wandel; der Kalte Krieg der 50er Jahre schuf seine eigene Legende vom demokratischen Neubeginn. Hier, vor der Gründung der Bundesrepublik Deutschland, endet denn auch das Buch. Vielleicht eine vorausahnend vorgenommene Zäsur, will doch die jüngste Geschichte der Arbeiterbewegung nach der vollzogenen deutschen Einheit in Teilen neu betrachtet werden. Friedemann Schmoll

MAJA RIEPL-SCHMIDT: **Wider das verkochte und verbügelte Leben. Frauenemanzipation in Stuttgart seit 1800.** Silberburg Verlag Stuttgart 1989. 320 Seiten mit 140 Abbildungen. Broschiert DM 29,80

Eine bemerkenswerte Möglichkeit der Aufarbeitung der Stuttgarter «Frauengeschichte» bot ein 1987 von der Stuttgarter Frauenbeauftragten initiiertes und durch städtische und Stiftungsgelder finanziertes Forschungsprojekt. Zwar existieren durchaus bereits einzelne historische Portraits herausragender Frauengestalten Stuttgarts, aber der Versuch, Frauenschicksale, auch die der bekannteren Vertreterinnen des Geschlechts, in einen größeren historischen Zusammenhang zu stellen, stand noch aus.

Zweieinhalb Jahre bemühte sich Maja Riepl-Schmidt, Licht in das Dunkel der Stuttgarter Frauengeschichte zu bringen. Mit Recht verweist die Autorin auf die besonderen Schwierigkeiten, mit denen gerade die Erforschung weiblicher Schicksale, aber auch die Frauengeschichte in genere konfrontiert sind. Mühsam waren die über viele archivalische Bestände verteilten Fakten zu eruieren, ge-

schlossene Bestände zu frauenspezifischen Themen sind die Ausnahme; detektivischer Spürsinn ist gefragt. Dennoch erklärt die schlechte Quellenlage nur teilweise den oft bruchstückhaften Charakter des nun vorliegenden Werkes. Daß im Personenkatalog des Stadtarchivs Stuttgart eine umfangreiche Lebensgeschichte der Christiane Rudhardt nachgewiesen ist, hätte Maja Riepl-Schmidt nicht verborgen bleiben dürfen. Lebensdaten und Informationen zu den als exemplarisch herausgegriffenen Stuttgarter Frauengestalten scheinen oft wie zufällig und ziellos zusammengefügt. Insbesondere der erste Teil des Buches erweckt durch den seltsam sprunghaften, gelegentlich auch unbeholfenen, dann wieder nachgerade flapsigen Erzählstil nicht gerade den Eindruck, einem gedanklichen Konzept verpflichtet zu sein. Die Übersichtstabelle über die historischen Ereignisse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erscheint reichlich willkürlich in der Auswahl der Daten und beweist durch teils sachlich eindeutig falsche, teils ungenaue und mißverständliche Hinweise mangelnde historische Kompetenz. Bezüge zur Frauengeschichte vermag der Leser nur mühsam herzustellen.

Erst für die zweite Jahrhunderthälfte gelingt es der Autorin, wenigstens in einigen Bereichen die historischen Rahmenbedingungen des Frauenlebens – in allerdings oft eher dünnen Kapitelchen – aufzuzeigen: Recht und Bildung, Frauenwahlrecht oder die unterschiedliche Entlohnung von Männern und Frauen.

Läßt man die dargestellten Frauenschicksale Revue passieren und will man ein Fazit ziehen, so ist zu konstatieren, daß trotz des offensichtlichen Engagements der Autorin für ein in der Tat überfälliges Thema die Aufarbeitung der Stuttgarter Frauengeschichte in dieser Form leider eine vertane Chance darstellt.

Andrea Hein

MARTIN ROTH: Heimatmuseum – Zur Geschichte einer deutschen Institution. (Berliner Schriften zur Museumskunde, Band 7). Gebrüder Mann Verlag Berlin 1990. 309 Seiten mit 48 Abbildungen. Kartoniert DM 68,-

Ausgangspunkt für die vorliegende Untersuchung über eine Museumsgattung, die bisher nur vereinzelt und dabei meist noch unsystematisch behandelt wurde, bildet die Beobachtung und kritische Einschätzung der aktuellen Situation der Museumslandschaft. Dabei stellt der Autor das heute so geläufige Heimatmuseum *als kulturpolitisches Gegenwartsproblem auf den Prüfstand historischer Erfahrungen*, die man mit diesem Museumstyp, der in Deutschland stets einen hohen Stellenwert hatte, unter verschiedenen politischen Systemen gemacht hat. Je nachdem, wer sich der Institution, d. h. der Interpretation und Vermittlung ihrer Bestände für seine Zwecke bemächtigt hat. Wobei, wie Martin Roth schlüssig aufzeigt, die Methoden und Formen der Bemächtigung äußerst differenziert und sehr indirekt waren, und noch immer sein können. Schwerpunkte der Untersuchungen sind dabei *Das Museumswesen der Weimarer Republik*, die Reglementierung

des volkskundlich-kulturhistorischen Museums durch die nationalsozialistische Kulturverwaltung, Präsentationsethik und Darstellungspraxis sowie der komplexe Bereich *Museum und Kulturpessimismus – Ideologiegeschichtliche Implikationen*.

Dabei entpuppt sich die Weimarer Republik als eine äußerst museumsfreundige Zeit, in der Museen als Stätten der Volksbildung, *als Schauplätze bürgerlicher Bildungvermittlung*, fungieren. Wobei Volksbildung allenfalls die Funktion eines scheinbaren sozialen Partizipationsangebotes hatte, hinter dem sich bestenfalls eine kulturelle, niemals aber eine ökonomische Offerte verbarg. So war auch das Museum – und insbesondere das Heimatmuseum – eine Institution, die im Hinblick auf die angestrebte Volksbildung an dem Wahn krankte, *den gesellschaftlich diktierten Ausschuß des Proletariats von der Bildung durch die bloße Bildung revozieren* zu können. So stützen die alles in allem mit Akribie erzielten Forschungsergebnisse in diesem Teil des Buches die Vorarbeiten von Walter Benjamin, der seinerseits bereits erkannt hatte, daß die Volksbildung der Weimarer Republik davon gekennzeichnet war, *Quantität in Qualität* zu verwandeln, *wohingegen die frühe Volksbildung nach dem Prinzip verfuhr, daß Qualität irgendwann in Quantität umschlagen würde*. Wobei, wie Martin Roth aufzeigt, vor allem die großen Ausstellungen der zwanziger Jahre demonstrierten, daß Volksbildung für die damals Maßgeblichen in erster Linie staatsbürgerliche Erziehung bedeutete; die Übergänge zwischen politischer Propaganda, Volksaufklärung und Erziehung zur Demokratie folglich bewußt fließend waren. Darüber hinaus macht der Autor deutlich, daß in der Republik Volksbildung bewußt Bestandteil eines Mechanismus war zur Legitimationsbeschaffung, und ihr last not least die Aufgabe zukam, die Arbeiterschicht und den unteren Mittelstand zur Staatsgesinnung zu erziehen.

Hochinteressant und zugleich schlaglichtartig die Feststellung des Verfassers, daß sich, was die anschließende Zeit betrifft, keine grundlegenden Unterschiede zwischen dem Heimatmuseum des Dritten Reiches und demjenigen der Weimarer Republik erkennen ließen. Politisch wurde, wie Martin Roth darlegt, die Institution «Heimatmuseum» hier wie dort *vereinmahmt und funktionalisiert*. Gravierende Unterschiede ließen sich allerdings bezüglich des Grades der Manipulierbarkeit und des Ausmaßes der *ideologischen Rhetorik* feststellen. Eines der überraschendsten Forschungsergebnisse ist jedoch, daß sich das Heimatmuseum, schon vom Kaiserreich her mit einer politischen Erblast ausgestattet, relativ wenig veränderte und in sich stabil blieb. Damit – und das ist wichtig – widerspricht der Autor der verbreiteten, fast schon klischeehaften Ansicht, das Heimatmuseum stelle den nationalsozialistischen Museumstyp par excellence dar und habe seine arteigene Kontur und Dynamik erst unter der Kulturpolitik des Reichsministeriums für Propaganda und Volksaufklärung während der NS-Zeit entwickelt.

Der als weiteres Forschungsergebnis herausgearbeitete Vergleich des Museumswesens der zwanziger mit dem der dreißiger Jahre zeigt deutlich, daß die Institution «Heimatmuseum» einen politisch-ideologischen Kern hatte,

der insbesondere zur Zeit der Weimarer Republik als Folge der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen und der daraus resultierenden Veränderungen eine deutliche nationalistische Energie entwickelte. So hat sich, wie Roth zu klären vermochte, vieles von dem, was heute als spezifisch nationalistisch empfunden wird, in der Funktion und Intention, in der Konzeption und Präsentation des Heimatmuseums bereits in den zwanziger Jahren und der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg konstituiert und zu entwickeln begonnen. Zugleich eröffnet dieses Ergebnis uns eine vergleichsweise ungewöhnliche Perspektive im Blick auf zentrale Bereiche der nationalsozialistischen Kulturpolitik, indem der Autor klärt, daß die Institutionen und Ideologien des Herrschaftssystems der braunen Machthaber widersprüchlich und im Neben- und Gegeneinander der verschiedenen Ämter und Parteiorganisationen keineswegs «totalitaristisch» waren, wie dies in der Forschung seit langem angenommen wurde. Zwar gab es auch hier Gleichschaltungsabsichten und Gleichschaltungsversuche, doch erwiesen sich – zum Unterschied von anderen politischen und gesellschaftlichen Bereichen – im Bereich des Museumswesens, mit Ausnahme der Kunstmuseen, entsprechende Maßnahmen der NS-Behörden als nur wenig erfolgreich, weil das Feld der lokalen und regionalen Museen unterschiedlich und für eine Gleichschaltung nicht homogen genug war. Wobei Gleichschaltungsmaßnahmen vor allem von den Heimatmuseen selbst gefordert worden sind, denn eben diese Bereitschaft und die Forderung im Sinne einer Selbstgleichschaltung war – wie Roth überzeugend erhellt – signifikanter Ausdruck der ideologischen, institutionellen und personellen Kontinuität des Heimatmuseums im Wandel der politischen Systeme jener Zeitläufe: Kaiserreich, Weimarer Republik und sog. Drittes Reich.

So bieten die sorgfältig recherchierten, von einer umfassenden Literaturkenntnis zeugenden, überkommenes Archivmaterial kritisch reflektierenden Untersuchungen sowohl einen wichtigen, viele bisher offene Fragen klärenden Beitrag zur museologischen Forschung, als auch einen bisher schmerzlich vermißten zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde unseres Landes. Wobei Martin Roth noch das Verdienst zukommt, die bisher immer noch häufig tabuisierte, meist geschönte Stellung der Volkskunde innerhalb der Kulturpropaganda des NS-Staates erhellt und – aus dem Halbdunkel von Spezialistentum und Dilettantismus – ins Licht der Forschung gerückt zu haben.

Manfred Tripps

BENIGNA SCHÖNHAGEN: Tübingen unterm Hakenkreuz. Eine Universitätsstadt in der Zeit des Nationalsozialismus. (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Band 4). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 492 Seiten. Pappband DM 38,-

Daran wird künftig niemand mehr vorbeikommen können, wenn es, in welchem Zusammenhang auch immer, um Tübingens Geschichte im 20. Jahrhundert gehen

wird. Lange erwartet, liegt unter dem Titel «Tübingen unterm Hakenkreuz» endlich die erste umfassende Darstellung der Zeit des Nationalsozialismus in der Universitätsstadt vor. Sie bündelt gut zehn Jahre Beschäftigung der Verfasserin mit diesem zeitgeschichtlichen Stoff. In einer noch wesentlich umfangreicheren Fassung hat die Fakultät für Geschichts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften die Arbeit vor drei Jahren als Dissertation angenommen. Große Verdienste hat sich das Tübinger Kulturamt erworben, daß es das stattliche Werk als vierten Band in seine «Beiträge zur Tübinger Geschichte» eingereiht hat.

War die Nachkriegszeit bis weit in die sechziger Jahre hinein dadurch gekennzeichnet, daß um die Auseinandersetzung mit dem deutschen Faschismus manch ablenkender Bogen geschlagen wurde, pendelten die nachfolgenden Forschungen oft ins Gegenteil aus, indem der Eindruck eines monolithischen Machtapparats vermittelt wurde, der sich einzig auf Repression und Terror stützte. Daß man durchaus die Differenziertheit der nationalsozialistischen Politik und der alltäglichen Reaktionen beschreiben kann, ohne auf die verbrecherischen Verwicklungen zu verzichten, hat Schönhagen überzeugend nachgewiesen.

Unter den seriösen Wissenschaftlern gibt es niemanden mehr, der seine Analyse des Nationalsozialismus sozusagen bei einer «Stunde Null» mit der Übergabe der Regierungsmacht an Hitler am 30. Januar 1933 beginnen läßt. Konsequenter interessierte sich die Autorin zunächst für die Verhältnisse in Tübingen in den Weimarer Jahren. Im Ergebnis räumte sie gründlich auf mit den in verklärenden Rückblicken verbreiteten Behauptungen eines damals angeblich dominierenden liberal-demokratischen Zeitgeists. Schönhagen: *Die «Hochburg der Demokratie», die plötzlich und unerwartet von den braunen Massen erobert wurde, hat es nie gegeben.* Von der Entwicklung zu einem anderen Extrem hatte 1929 bereits die sozialdemokratische *Schwäbische Tagwacht* gewarnt: *Tübingens Universität ist auf dem besten Wege, zur Hochburg der Reaktion in Deutschland zu werden.*

Die Fülle von Beispielen aus nahezu allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zeichnen recht plastische Impressionen eines in die endzwanziger/angfangsdreißiger Jahre reichenden spießbürgerlichen Biedermeiers. *Aus Furcht vor einem Bürgerkrieg fügten sich die Tübinger in die neue Ordnung*, resümiert Schönhagen den schier bruchlosen Übergang von der Monarchie zur Republik, *und hingen doch unverwandt an den alten Zuständen.* Vorherrschend war der Mittelstand, das Gepräge der Stadt eher dörflich-provinziell. Weite Kreise Tübingens lebten in gesicherten Positionen, wurden von der Weimarer Wirtschaftskrise existentiell nicht bedroht. Dennoch traf man gerade hier auf Zukunftsangst und Sorge vor Proletarisierung, was sie für die antidemokratische deutschnationale und nationalsozialistische Propaganda zusätzlich empfänglich machte. Als das Datum der lokalen «Machtergreifung» kann der 9. März 1933 stehen, als die Nationalsozialisten am Rathaus neben den alten Reichsfarben die Hakenkreuzflagge aufzogen. Dennoch bedeutete der äußerliche Einschnitt

im Innern nicht mehr als ein, so Benigna Schönhagen, *Durchbruch längst bestehender Entwicklungen*. Gleichentags wurden die ersten politischen Gegner verhaftet, die ersten Organisationsverbote folgten bald darauf. Und nach wie vor amtierte ein und derselbe Oberbürgermeister Adolf Scheef, der in den zwanziger Jahren zeitweise die Fraktion der Demokratischen Partei im württembergischen Landtag anführte; zu seiner Pensionierung im Jahre 1939 ernannten ihn die Nazis zum Ehrenbürger der Stadt. Ausgehend vom nationalen Rahmen ihres Untersuchungsgegenstands vertieft sich Benigna Schönhagen in die Tübinger Lokalgeschichte, verästelt detailliert wie nie zuvor das Verhalten der Verbände, Gewerkschaften, Kirchengemeinden, Wirtschaftsorganisationen, Vereine, Schulen und der Universität. Nichts wird spekuliert, man kann sich alles aus einem umfangreichen Anmerkungsapparat erschließen, in den allein 2646 (!) Fußnoten eingearbeitet wurden. Als besonderer Glücksfall ist zu verzeichnen, daß die Akten der Württembergischen Polizeidirektion Tübingen ausgewertet werden konnten, die 1985 im Stadtarchiv bei Ordnungsarbeiten zutage kamen; es ist dies ein in Württemberg einzigartiger Aktenbestand, der beispielsweise den bürokratischen Vollzug der Deportationen nahezu lückenlos dokumentiert.

Tübingen unterm Hakenkreuz ist keine einfache Lektüre, nicht bloß wegen vieler schrecklicher Einzelheiten und der Banalität des Bösen. Typografisch ist der Band leider wenig lesefreundlich gestaltet, nicht ein Bild lockert die engbeschriebenen Seiten auf. Wohl enthält der Anhang ein Orts- und Personenregister, doch ließe sich mit einem zusätzlichen Sachregister das umfangreiche Material gewiß leichter erschließen. Dies ein kleiner Wermutstropfen in einem empfehlenswerten Buch, in dem auch kundige Tübinger manche Überraschung finden können.

Hans-Joachim Lang

HANS HEINRICH EHRLER: **Aus der Heimat in die Heimat. Mergentheimer Lesebuch.** Textauswahl und Nachwort: Ulrich Lempp. Verlag Robert Zehnder Bad Mergentheim 1991. 112 Seiten. Broschiert DM 12,80

Hans Heinrich Ehrler, 1872 in Mergentheim geboren, 1951 in Waldenbuch verstorben, ist als Lyriker und Erzähler nicht mehr auf dem Büchermarkt präsent. Sein Erinnerungsbuch *Die Reise in die Heimat*, 1926 erstmals erschienen, 1958 nochmals aufgelegt, blieb liegen. In diesem seinem schönsten, weil persönlichsten Buch hat Ehrler die Ordensresidenz und Vaterstadt als Ort der Kindheit und früher Jugend ins Gleichnishafte erhoben. Mergentheim verdankte er den hohen Sinn fürs geschichtlich Gewachsene, seine lebenslange weltfromme Gläubigkeit. Die vorliegende Auswahl *Mergentheimer Lesebuch* täuscht. Nur die Hälfte der Texte kreist um Ehrlers unverrückbar zentrales Erlebnis der Kleinstadt als Prägstock eigenen Werdens. Ulrich Lempp hat den im Stadtarchiv verwahrten Nachlaß, nicht zu Vernachlässigendes, gesichtet, Er bringt uns, und das ist der eigentliche Gewinn dieser Sammlung, neben dem Dichter und Deuter erstmals auch den Zeitge-

nossen, den Bürger und Staatsbürger Ehrler nahe, der beim Umbruch von der Monarchie zur Republik politisch hervortrat, sich auch nach 1933 zeitweise das Heil von einem *metaphysisch durchstrahlten Volkstum* erhoffte und in dem unvollendeten Manuskript *Buch der Verantwortung* sich mit dem deutschen Unheil, der eigenen Verführung durch den Mythos vom Inneren Reich auseinandersetzt. Carlheinz Gräter

HERMANN G. ABMAYR und ULRICH WEITZ (Hg.): **Alltag macht Geschichte. Stuttgart-Rohracker: Eine andere Heimatkunde.** Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 216 Seiten mit 264 teils farbigen Abbildungen. Gebunden DM 39,80

Seit Jahrtausenden vergruben oder versteckten Menschen in Kriegs- und Notzeiten Wertgegenstände, die als «Hortfunde» Archäologen und Historikern Aufschlüsse über die Vergangenheit liefern. In Stuttgart-Rohracker fand sich 1979 hinter einer alten Dachpappe ein Schatzfund besonderer Art: Aus einem Versteck rutschten, säuberlich in Packpapier eingewickelt und sorgfältig mit einer Kordel verschnürt, längst verloren geglaubte Protokolle und Kassenbücher der Rohracker Arbeitervereine aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Dem Maurer Paul Kaiser erschienen 1933 die Dokumente der Rohracker Arbeiterbewegung als so wertvoller Besitz, daß er sie verbarg und so vor der Vernichtung durch die Gestapo schützte. Sein Geheimnis nahm der Arbeiter als Soldat mit nach Rußland – und in den Tod: Paul Kaiser starb in der Gefangenschaft. Rohracker war ein «roter Ort», SPD und KPD sowie die Vereine der Arbeiterbewegung prägten das kulturelle und politische Leben der Gemeinde, wenn auch sicher nicht in der von den Autoren suggerierten Ausschließlichkeit. Man würde in diesem Zusammenhang gerne mehr erfahren über die bürgerlichen und konservativen Elemente im Dorf – den Kriegerverein etwa, die christlichen Vereine oder die Pietisten. In den meisten Vereinen der Wengelter- und Arbeitergemeinde spielten allerdings Sozialdemokraten und Kommunisten eine führende Rolle: Im Arbeiterkonsumverein, im Turnerbund und im Arbeitergesangsverein «Vorwärts», bei den Naturfreunden, den Homöopathen, im Radsportverein «Solidarität», im «Benzinclub», sogar bei der Freiwilligen Feuerwehr und im Kleintierzüchterverein, beim Obst- und Gartenbauverein und im Darlehenskassenverein. Das kleine Dorf erlebte bereits 1913 ein Stiftungsfest des «Vorwärts», an dem 45 befreundete Gesangsvereine mit 1600 Sängern und Sängerinnen teilnahmen. Die Esperantogruppe der Naturfreunde unterhielt intensive Kontakte zu einer befreundeten Moskauer Gruppe. Und 1932 erlebte Rohracker gar die Welturaufführung des Agitprop- und Erfolgsstückes *Bauer Baetz* aus der Feder Friedrich Wolfs, zu dem die Theaterabteilung des Turnerbunds freundschaftliche Kontakte unterhielt.

Rohracker bietet sich so in der Tat an für eine alternative Heimatkunde, nämlich eine lokalgeschichtliche Darstellung der Bedeutung der Arbeiterbewegung für das kulturelle und politische Leben auf Gemeindeebene, um dem

deutschen Volk diesen, ihm von den Nazis gestohlenen Aspekt seiner Geschichte wiederzugeben.

Allerdings hätte man dem Werk ein sorgfältigeres Lektorat gewünscht. Störend wirkt insbesondere die von vielen umgangssprachlichen Elementen durchsetzte sprachliche Darstellung, offenbar hervorgerufen durch eine auch anderweitig, nämlich inhaltlich-sachlich, festzustellende mangelnde Distanz zu den aus Interviews mit Zeitzeugen geschöpften «Fakten»; leider gehört der kritische Umgang mit Ergebnissen der sogenannten «oral history» nicht unbedingt zum Rüstzeug der Autoren. Hinzutritt das häufige Wiederholen bereits bekannter Sachverhalte. Ärgerlich auch das wahrlich miserable Satzprogramm der Druckerei (Trennfehler, Zeilenumbruch zwischen Anführungszeichen und Wort, keine Unterscheidung zwischen Zitat, hervorgehobenem Kommentar und Eigennamen – etwa Organisationen, Gaststätten –, unmotiviert spaltenlange Kursivsetzung S. 206), aber auch sachliche Fehler (die Vita Ernst Kunkel kann so nicht stimmen, Erster Weltkrieg, S. 181 und 185, der angebliche Jugendstil S. 175 in den 20er Jahren erinnert doch sehr an Art Deco). Vorbildlich hingegen das Bildlektorat und die graphische Gestaltung. Gerade der reiche Fundus an hervorragend reproduzierten Fotografien – darunter Aufnahmen Rohracker Bürger im Moskauer Exil – sowie die Zeichnungen und Aquarelle des Malers Ernst Kunkel erheben diese *andere Heimatkunde* doch in den Rang einer Rarität unter den Veröffentlichungen zur geschichtlichen Landeskunde.

Raimund Waibel

KARL KLÖPPING: Historische Friedhöfe Alt-Stuttgarts – Sankt Jakobus bis Hoppenlau. Ein Beitrag zur Stadtgeschichte mit Wegweisern zu den Grabstätten des Hoppenlaufriedhofes. Klett-Cotta Stuttgart 1991. 391 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 39,50

Anlässlich des einhundertjährigen Bestehens der städtischen Friedhofsverwaltung Stuttgart im April dieses Jahres hat Karl Klöpping, Leiter des Friedhofsamtes, eine Dokumentation über die historischen Begräbnisplätze der Landeshauptstadt vorgelegt. Klöpping geht in seinem Buch der Entstehung und Entwicklung der Stuttgarter Kirch- und Friedhöfe von alemannischer Zeit bis in das 20. Jahrhundert nach. Schwerpunkt seiner Untersuchung, die sich in fünf Teile gliedert, ist die detailreiche Aufzeichnung der wechselvollen Geschichte des im 17. Jahrhundert angelegten Hoppenlaufriedhofes. Die späteren Friedhofsgründungen, Fangelsbach im Jahre 1823 und Pragfriedhof 1873, bleiben unberücksichtigt. Im ersten Teil des Buches lassen sich die Veränderungen im Bestattungsbrauchtum und der Trauerrituale anhand von zum Teil im Original reproduzierten Trauer- und Leichenordnungen, Leichenpredigten und Leichengedichten vorzüglich nachvollziehen. Dank der gründlichen Quellensichtung werden nun auch in Stuttgart Hinweise gefunden, die Aufschluß über die Zustände auf den Friedhöfen des 19. Jahrhunderts geben. So wird in einer Fried-

hofsordnung vom Jahre 1837 der Aufseher ermahnt, das Friedhofsgelände nicht landwirtschaftlich zu bewirtschaften und die Erträge durch *Dünger, Jauche und dgl. zu steigern*. Wie mittlerweile viele Belege auch von anderen Orten zeigen, ist eine Korrektur unserer heute romantisch überformten Vorstellung vom Friedhof des 19. Jahrhunderts dringend notwendig. Der zweite Teil zeichnet die verschiedenen Friedhofsgründungen seit den ersten christlichen Ansiedlungen im Frankenbach bis zur Anlage des Hoppenlaufriedhofes in den 20er Jahren des 17. Jahrhunderts auf. Er ist heute der einzige noch erhaltene Begräbnisplatz aus dieser Zeit und eine wichtige Grablege reicher Vorstädter. Im dritten Teil setzt sich Klöpping sehr kritisch mit der Bedrohung des Hoppenlaufriedhofes seit seiner Schließung im Jahre 1880 auseinander.

Abräumungsaktionen, Straßenbaupläne, Bauerweiterungsarbeiten und besonders bauliche Eingriffe wie die Bundesgartenschau 1961 haben zum Verlust wichtiger historischer Substanz beigetragen. Teil 4 dokumentiert die Bemühungen für den Erhalt des Friedhofes seit Beginn unseres Jahrhunderts. Bereits in den 50er Jahren hat man begonnen, die Grabsteine zu inventarisieren und einzelne Denkmäler zu restaurieren. 1983–1988 konnten dann mit Hilfe städtischer Gelder und privater Spenden umfangreiche Maßnahmen zur Konservierung und Restaurierung des noch vorhandenen Grabmalbestandes durchgeführt werden. Interessant sind hierbei aktuelle Überlegungen, auf dem seit 1986 unter Denkmalschutz stehenden Hoppenlaufriedhof Urnenbeisetzungen unter bestimmten Vorgaben zuzulassen, um ihn in seiner ursprünglichen Nutzung wiederzubeleben und dadurch seinen längerfristigen Bestand als Friedhof zu sichern. Der fünfte Teil der Dokumentation ist schließlich ein Inventar des Grabmalbestandes. Hier hätte man sich eine kunsthistorische Betrachtung einzelner Grabanlagen gewünscht.

Das reich illustrierte Buch von Karl Klöpping zeichnet sich durch seine Sorgfalt in der Sichtung neuer Quellen und Archivalien und den Umgang mit bestehenden Forschungsergebnissen aus. Es bietet sowohl für die Stadt- und Personengeschichte Stuttgarts als auch für die Sepulkralforschung einen reichen Fundus.

Barbara Happe

Reutlinger Geschichtsblätter. Jahrgang 1990. Neue Folge Nr. 29. Herausgegeben vom Reutlinger Geschichtsverein 1990. 286 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 36,-

Drei Themen – 100 Jahre Reutlinger Geschichtsverein, Geschichte der Reutlinger Stadtbibliothek und 900 Jahre Reutlingen – greift dieser Jahrgang der Reutlinger Geschichtsblätter auf. Vor allem die Beiträge zum Stadtjubiläum dürften von überregionalem Interesse sein. So vor allem die Aufsätze von Willi A. Boelcke *Zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wirtschaftsgeschichte der Reichsstadt Reutlingen* und von Gert Kollmer *Der Zollverein und seine Auswirkungen auf die Reutlinger Wirtschaft*. Beide betten das Reutlinger Beispiel in einen größeren Zusammen-

hang und ermöglichen so einen guten und am konkreten Fall veranschaulichten Einblick in die allgemeinen Verhältnisse.

Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck. Band 12, 1990. Stadt Kirchheim u. T. 1990. 175 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 23,-

Sieben Beiträge vereint dieser Band. Zunächst beschäftigt sich Rolf Götz mit einem Plan zum Wiederaufbau Kirchheims nach dem Brand von 1690, ihm folgt Christoph Drüppel mit einem Aufsatz über Wehrübungen vor und nach dem Dreißigjährigen Krieg. Thilo Dinkel geht dem Schicksal der Kirchheimer Lateinschüler nach, Rolf Walter untersucht die Schäferei und den Wollmarkt, Gebhard Aders stellt die Rolle der Schempp-Hirth OHG in Kirchheim und die der Wolf Kirth GmbH in Nabern während des Zweiten Weltkriegs vor. Jürgen Popp beschreibt die Situation der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen in Kirchheim von 1945 bis 1948 und Rainer Kilian schließlich ruft die Verdienste der dreizehn seit 1873 ernannten Ehrenbürger in Erinnerung.

In einem Satz . . .

MANFRED MAI und NORBERT SCHÜTZ: **Unsere Zollernalb. Am schönsten Ende vom Ländle.** Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 96 Seiten mit 132 Farbabbildungen. Pappband DM 49,80

Dem Textautor Manfred Mai, bekannt vor allem durch seine Kinder- und Jugendbücher, sowie dem Fotografen Norbert Schütz ist ein schönes, großformatiges Buch gelungen, dessen informativer und plaudernd-erzählender Text von aussagekräftigen Fotografien in einem gelungenen Layout durchwoben ist.

ABRAHAM PETER KUSTERMANN: **Die Apologetik Johann Sebastian Dreys (1777–1853).** (CONTUBERNIUM. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Band 36). J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1988. 402 Seiten. Broschiert DM 78,-

Ausführlich beschäftigt sich der Verfasser mit dem dreibändigen Hauptwerk des einst in Tübingen lehrenden Professors Drey, dem *Pionierwerk neuerer katholischer Fundamentaltheologie*, das zwischen 1838 und 1847 erschienen ist und mit dem die Apologetik als selbständige Lehrdisziplin institutionalisiert wurde; Ziel der Arbeit war es, durch

systematisches Bemühen in historischer Perspektivität den begrifflich-systematischen Konnex des Gedankens der Drey'schen Apologetik deskriptiv und interpretatorisch darzustellen, schreibt der Autor.

Württembergisch Franken. Jahrbuch 1990. Herausgegeben vom Historischen Verein für Württembergisch Franken. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 513 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 50,-

Sieben der insgesamt fünfzehn Aufsätze dieses Jahrgangs beschäftigen sich mit der Musikkultur zwischen Main, Neckar und Kocher vor dem Ende des Alten Reichs, so etwa mit der Musikpflege in der ehemaligen Reichsstadt Hall, mit der italienischen Oper an hohenlohischen Residenzen oder dem hohenlohisch-fränkischen Orgelbau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: ein interessanter thematischer Schwerpunkt.

BERNHARD KURRLE: **Froga därf mer!** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1990. 95 Seiten mit einigen Zeichnungen von Marianne Marx-Bleil. Pappband DM 16,80

Schwäbisch erzählt der Verfasser biblische Texte nach, kommentiert und hinterfragt sie nach dem Motto: *Mer soll net so-yl froga, saget se, ond meih glauba. Also i glaub: Dr Herrgott mag net blos de Domme. I frog.*

EHRENFRIED KLUCKERT: **Peter Jakob Schober. Monographie mit Werkverzeichnis.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 254 Seiten mit 108 Tafeln, davon 88 in Farbe, und 86 Abbildungen im Werkverzeichnis. Leinen DM 128,-

Neben dem gründlichen Werkverzeichnis und einer kurzen Würdigung von Leben und Werk Peter Jakob Schobers (1897–1985), der – wie der Autor schreibt – zu den *Malern der Klassischen Moderne Südwestdeutschlands* gehört, sind es vor allem die Abbildungen, die diesen großzügig gestalteten Band auszeichnen.

BERNHARD KIRCHGÄSSNER und WILHELM OTTO KELLER (Hg.): **Stadt an der Grenze.** (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Band 16). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 162 Seiten mit 9 Abbildungen. Kartoniert DM 38,-

In sechs Aufsätzen wird an den Städten Miltenberg, Lindau, Bregenz, Straßburg, Passau, Salzburg und Saarbrücken verdeutlicht, welche «Implikationen» und mannigfaltige Besonderheiten die Grenzlage für ein Gemeinwesen mit sich bringen kann: Mittlerfunktionen etwa oder aber auch schmerzliche Erfahrungen in politischen und kriegsrischen Auseinandersetzungen.

BERND MERKLE: **Au no dees.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1990. 159 Seiten mit einigen Zeichnungen von Helga Merkle. Pappband DM 18,80

Nahtlos knüpft dieses Büchlein an seine Vorgänger *So semmer hald* und *Drhoim rom* an und versammelt wieder Kurzgeschichten und Gedichte, die sich humorvoll, doppelbödig und hintersinnig der «Stärken und Schwächen» der Schwaben, ihrer Mentalität und ihrer Eigenart annehmen.

Weitere Titel

DAVID FRIEDRICH WEINLAND: **Kuning Hartfest. Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan und Duonar opferten.** Nachdruck der Erstausgabe von 1879. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1990. 356 Seiten mit 59 Abbildungen. Halbleinen DM 19,80

URSULA KOCH: **Der Runde Berg bei Urach VII: Frühgeschichtliche Funde von den Hängen und Terrassen und Nachträge zu Urach V und VI.** (Schriften der Kommission für Alamannische Altertumskunde, Band 13). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 118 Seiten mit 5 Abbildungen, 27 Abbildungstafeln und einer Ausschlagkarte. Broschiert DM 76,-

Die Schwaben und ihre Liebe. Ein Strauß aus Geschichten, Gedichten und Bildern für alle, die sich mögen. Gepflückt und zusammengebunden von ULRICH GOHL. Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 48 Seiten mit 22 Farbbildungen. Pappband DM 19,80

Der Landkreis Calw. Ein Jahrbuch. Band 8. Landratsamt Calw 1990. 224 Seiten mit 165 Abbildungen, davon 40 in Farbe. Broschiert DM 12,-

Die Schwaben und ihr Herrgott. Ein Strauß aus Geschichten, Gedichten und Bildern für Gläubige und Ungläubige, gepflückt und zusammengebunden von ULRICH GOHL. Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 48 Seiten mit 21 Farbbildungen. Pappband DM 19,80

Rommelsbach einst und jetzt. Geschichte und Gegenwart eines Reutlinger Stadtbezirks. Redaktion WILHELM BORTH. Stadtverwaltung Reutlingen 1990. 572 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 30,-

Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberühmten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti. Nach den Ausgaben von G. R. Widman und J. N. Pfitzer aufs neue herausgegeben von Hermann Kurz. Faksimiledruck der Ausgabe von 1834 zur 900-Jahr-Feier der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt Reutlingen wieder herausgegeben, mit einem Nachwort und Worterklärungen von Bernd Mahl. Jürgen Schweier Verlag Kirchheim u. T. 1990. 304 Seiten. Leinen DM 36,-

Stuttgarter Schriftstellerhaus. Almanach 1. Redaktion USCH PFAFFINGER und JOHANNES POETHEN. Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 160 Seiten. Pappband DM 19,80

HELMUT KRAJICEK, FRANZISKA LOBENHOFER-HIRSCHBOLD und ANDREA THURNWALD: **Ländliche Kleidung zwischen Mode und Tradition. Ausstellungsbegleitheft.** Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten Großweil 1991. 56 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 8,-

Anschriften der Autoren

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim
Hans-Ulrich Bay, Altburger Straße 12, 7260 Calw
Ralf Beckmann, Dr., Talstraße 6, 7401 Walddorf-Häslach
Hans Binder, Schellingstraße 10, 7440 Nürtingen
Martin Blümcke, Tulpenstraße 2, 7245 Starzach-Felldorf
Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 7000 Stuttgart 1
Hans-Joachim Knupfer, Hölderlinstraße 2, 7250 Leonberg
Karl Neidlinger, Hauptstraße 13, 7901 Hüttisheim
Wilfried Pfefferkorn, Dipl.-Ing., Sauerlandstraße 1, 7024 Filderstadt-Plattenhardt
Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen
Peter Zimmermann, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Kriegsstraße 5a, 7500 Karlsruhe
Udo Zindel, Schwabenbergstraße 142, 7000 Stuttgart 1

Bildnachweis

Titelbild: Manfred Grohe, 7402 Kirchentellinsfurt; S. 194: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 195–199: Rupert Leser, 7967 Bad Waldsee; S. 201–209 und S. 210, rechte Spalte: Peter Zimmermann, 7500 Karlsruhe; S. 210 linke Spalte: Deutsche Bundesbahn; S. 211–218: Gertraud Jockisch, 7454 Bodelshausen; S. 219–225 und 228: Raimund Waibel, 7400 Tübingen; S. 226 f.: Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen; S. 230: Wilfried Pfefferkorn, 7024 Filderstadt-Plattenhardt; S. 231–239: Stadtmuseum und Archiv 7012 Fellbach; S. 240 und 246: Manfred Grohe, 7402 Kirchentellinsfurt; S. 242: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart; S. 243 oben, 247 und 248: Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Alamannische Kommission; S. 243 unten und 245: Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege; S. 244: Aus: Archäologische Ausgrabungen 1984; S. 249–261: Familienarchiv Weinland; S. 252: Das Gesicht unserer Erde. Südwestverlag München 1961; S. 283: Privatfoto.

Mittelalterliches Schiff geborgen

(lsw) Ein mittelalterliches Schiff, das jetzt aus dem Bodensee geborgen wurde, gilt unter Archäologen als sensationeller Fund. «Erstmals konnten wir so ein Boot aus dem Bodensee wissenschaftlich bergen, das wir anschließend konservieren können», sagte Helmut Schlichterle vom baden-württembergischen Landesdenkmalamt in Immenstaad, als das Heck des 18,5 Meter langen Bootes mit einem Kran vorsichtig aus dem Wasser gehoben wurde. Der Immenstaader Schüler Dietrich Hackelberg war 1981 auf der Suche nach Pfahlbauresten in der Flachwasserzone vor dem Strandbad des Ortes auf das Boot gestoßen, das erstaunlich gut erhalten ist. Untersuchungen der Jahresringe des Holzes ergaben zweifelsfrei, so die Wissenschaftler, daß der Lastkahn in die Zeit zwischen 1330 und 1340 einzuordnen ist. Das Schiff aus schweren Eichenplanken, die mit holzgedübelten Spanten zusammengehalten werden, gilt als eine Art «vergrößerter Einbaum», gebaut in der keltischen Schiffsbautradition. Das Boot wurde für die Bergung in zwei Teile geschnitten und zu einer Werft nach Radolfzell gebracht. Dort wird der spätmittelalterliche Kahn konserviert. «Die Arbeiten werden Jahre dauern», stellte die Mittelalter-Spezialistin Judith Oexle vom Landesdenkmalamt dazu fest. Anschließend soll das Boot in der neuen Zweigstelle des baden-württembergischen Landesarchäologiemuseums in Konstanz ausgestellt werden. Im 19. Jahrhundert waren bereits zweimal Bootsreste im Bodensee gefunden worden, die damals aber nicht fachgerecht geborgen werden konnten.

Werden Kühlwasserspeicher zur «Geheimsache»?

(lsw) Die SPD im baden-württembergischen Landtag wirft der Landesregierung vor, bei den Kühlwasserproblemen der Neckarkraftwerke mit «verdeckten Karten» zu spielen. In einer Mitteilung vom 14. Mai kritisiert sie, daß das Umweltministerium den Bericht der gemeinsamen Arbeitsgruppe des Landes und der Energieversorgungsunternehmen zum Kühlwasserproblem am Neckar dem Umweltausschuß vorenthalten habe. Der SPD-Abgeordnete Walter Caroli befürchtet nun, daß damit Vorentscheidungen getroffen wurden, ohne daß die Landtagsfraktionen trotz laufender Initiativen informiert worden seien.

Laut SPD hat der Ministerrat aufgrund des Berichts das Ministerium beauftragt, die Planungsabsichten der Energieversorgungsunternehmen zur Nutzungserweiterung der Nagoldtalsperre Erzgrube zu unterstützen. Zur Lösung von Kühlwasserproblemen der Neckarkraftwerke sehe die Landesregierung dabei nur «ökologisch unsinnige Maßnahmen» vor. So sollten zur Bereitstellung von Ausgleichswasser neue Wasserspeicher gebaut, bestehende Speicher erweitert oder Wasser aus anderen Einzugsgebieten übergeleitet werden. Die SPD lehnt den Bau oder das Anzapfen von Speichern dagegen als großflächige Naturzerstörung ab.

In einer neuen Initiative fordert die SPD die Landesregierung auf, über den Gesprächsstand mit den Energieversorgungsunternehmen sowie über die Überlegungen und Planungen, die Nagoldtalsperre Erzgrube als Kühlwasserreservoir mitzubenutzen, zu berichten. Außerdem interessiert die SPD der Zeitrahmen und die Kosten.

86 Millionen Mark für vorsorgende Denkmalpflege

(epd) In eine vorsorgende Denkmalpflege mit größtmöglicher Sicherung der Originalsubstanz und rechtzeitiger Schadensbehebung will das Land Baden-Württemberg in den 90er Jahren jährlich insgesamt etwa 86 Millionen Mark investieren. Dies kündigte Innenminister Dietmar Schlee im Informationsdienst seiner Behörde an. Um die hoch gesteckten Ziele des neuen Denkmalkonzepts zu erreichen, würden in die allgemeine Denkmalförderung zur Zeit etwa 60 Millionen Mark, in das Umweltschadensprogramm fast sechs Millionen und für das geplante Denkmalsicherungsprogramm voraussichtlich 20 Millionen Mark pro Jahr eingesetzt. Nur durch eine gemeinsame und dauerhafte Kraftanstrengung aller kann es nach Ansicht Schlees gelingen, daß die Kulturdenkmale als «beredte Zeugen» der Vergangenheit nicht verstummen.

Schäden drohen dem Denkmalbestand nach Angaben des Innenministers unter anderem durch die wachsenden Umweltgefahren wie Luftschadstoffe, saurer Regen und mechanische Erschütterungen. Auch die zunehmende Vielfalt in den Boden eingreifender Tiefbaumaßnahmen gefährde das archäologische Erbe. Die Denkmalpflege werde sich aber in diesem Jahrzehnt in einem günstigen Umfeld entwickeln, so Schlee. Im Zuge der Renaissance des Heimatgedankens sei der Zugewinn an Lebensqualität, den der Erhalt des überlieferten kulturellen Erbes bedeute, deutlich ins öffentliche Bewußtsein gerückt. Dieser kulturelle Mehrwert, den die Zeugen der Vergangenheit den Menschen der Gegenwart gäben, wird Zukunft noch stärker nachgefragt werden.

Letzte Ruhe für den Keltenfürsten in Hochdorf

(epd) Über 600 000 Besucher sahen in Stuttgart, Köln und Paris den «Keltenfürsten von Hochdorf». Seit 26. Mai ist das Skelett des Fürsten im neuen Keltenmuseum Hochdorf zwischen Stuttgart und Vaihingen/Enz original zu sehen. Das keltische Fürstengrab bei Hochdorf/Enz war das einzige nicht geplünderte nördlich der Alpen. Funde aus dem Grabhügel werden im Stuttgarter Landesmuseum aufbewahrt, doch in Hochdorf ist das Original-Skelett des Fürsten und ein detailgetreuer Nachbau des Grabes im Museum zu sehen. Darüber hinaus werden Leben, Tätigkeit und Wirken der Kelten in Süddeutschland in nahezu einzigartiger Weise dargestellt. Ein ähnliches Museum gibt es nur bei der keltischen Fluchtburg Heuneburg bei Hundersingen an der Donau.

Das Hochdorfer Museum mit seinen Schautafeln, Demonstrationsstücken und Diaschauen wird später noch durch einige keltische Häuser auf Originalgrundrissen im Außenbereich ergänzt. Die Gemeinde Eberdingen ist Bauträger und Betreiber für das insgesamt etwa vier Millionen Mark teure Museumsprojekt in Hochdorf. Etwa 500 000 Mark, schätzt Bürgermeister Fetzer, muß die Gemeinde von den Baukosten selbst tragen. Ein Förderverein unterstützt das Projekt, ebenso wie Kreis, Land und private Spender.

Wissenschaftlich begleitet wird das Vorhaben von Dieter Nitsche, der als Archäologe und Historiker die Museumsleitung hat. Das Museum ist täglich außer montags und dienstags der Öffentlichkeit zugänglich.

Historisches Institut Stuttgart sucht Literatur

(PM) Durch vielfältige Bemühungen ist es gelungen, den durch Prof. Otto Borst 1984 begründeten Lehrstuhl für Landesgeschichte an der Universität Stuttgart zu erhalten. Er wurde Ende des vergangenen Jahres mit Prof. Franz Quarthal, der sich am Tübinger Institut für geschichtliche Landes-

kunde habilitiert hatte und an der Universität Passau den Lehrstuhl für neuere Geschichte und Bayerische Landesgeschichte vertrat, besetzt. Baden-Württemberg verfügt nun in Tübingen, Freiburg und Stuttgart über drei Professuren für Landesgeschichte und nähert sich damit langsam bayerischen Verhältnissen an, wo dieses Fach an jeder Universität vertreten ist. Durch die in Stuttgart gegebene Möglichkeit zur Kooperation mit den Bereichen Stadt- und Landesplanung innerhalb der Universität, mit den Stuttgarter Archiven und Museen sowie dem Landesdenkmalamt und als Anlaufstelle für landesgeschichtlich interessierte Bürger unseres Landes will der Lehrstuhl ein eigenständiges Profil entwickeln. – Im Augenblick besteht jedoch noch ein elementares Problem: Als neugegründete Institution verfügt die landesgeschichtliche Abteilung des Stuttgarter Historischen Instituts noch über keine ausreichende Bibliothek für Studenten und Landeshistoriker. Wir bitten deswegen die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes um Hilfe. Es fehlen Ortsgeschichten, ältere landesgeschichtliche Zeitschriftenbeilagen, ältere Abhandlungen zur Landesgeschichte. Wenn Sie über solche Bücher verfügen, sie nicht mehr benötigen und sie der Bibliothek des Instituts zur Verfügung stellen könnten, wenden Sie sich bitte an das Historische Institut der Universität Stuttgart, Abt. Landesgeschichte, Keplerstraße 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 121-3456.

Viele Schüler kennen keine Bäume mehr

(lsw) Eine ausführliche Behandlung des Themas Wald in den Schulen fordert die «Schutzgemeinschaft Deutscher Wald». In einer Mitteilung des Landesverbands Baden-Württemberg heißt es: «Viele Schüler können heute nicht einmal mehr die Hauptbaumarten unserer Wälder unterscheiden.» Der Verband hat eine 32seitige Broschüre mit dem Titel «Ökosystem Wald» herausgegeben. Darin sollen zahlreiche Farbfotos den Wald in seiner Gesamtheit zeigen.

Neuer Präsident des Museumsverbandes

(lsw) Der Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums und der Städtischen Galerie am Markt in Schwäbisch Hall, Harald Siebenmorgen, ist auf der Mitgliederversammlung am 25. Juni in Mannheim zum neuen Präsidenten des baden-württembergischen Museumsverbandes gewählt worden. Siebenmorgen löst den nach zwölfjähriger Amtszeit zurückgetretenen Walter Dürr (Schwäbisch Gmünd) ab. Siebenmorgen kündigte für die Zukunft eine stärkere Artikulation der Interessen der Museen im Land an. Die Museen hätten sich in den vergangenen Jahren zu zentralen Bildungseinrichtungen gewandelt. Dem Museumsverband gehören mehr als 250 Museen in Baden-Württemberg sowie zahlreiche Museumsbeschäftigte an.

Immer mehr Raubgräber in Baden-Württemberg

(epd) Archäologische Plünderer, die mit modernen Metallsuchgeräten vorgehen, bereiten den Denkmalpflegern in Baden-Württemberg «zunehmend erhebliche Probleme». Das geht aus den von Innenminister Dietmar Schlee vorgelegten Leitlinien für die «Landesdenkmalpflege in den 90er Jahren» hervor. Solche «Raubgräber» brächten unerlaubt wertvollstes Fundmaterial an sich, heißt es in dem Schriftstück. Noch schlimmerer Schaden entstehe aber dadurch, daß mit dem «rücksichtslosen Fundeingriff» nicht mehr gutzumachende Zerstörungen angerichtet würden. Selbst nachträglich sichergestellte Stücke könnten wegen des zerstörten Fundzusammenhangs nicht mehr lokalisiert und datiert werden. Gezieltes Beobachten eines besonders gefährdeten Fundorts durch Polizeibeamte, heißt es in dem Denkmalpflegekonzept, habe bereits zu Erfolgen geführt. Dabei seien einzelne Übeltäter in flagranti erappt worden. Raubgrabungen gelten wegen der materiellen wie immateriellen Verluste als sozialschädlich.

Albkletterer wollen sich selbst beschränken

(swp) Mit Seil und Haken, das Gesetzbuch im Nacken – so empfinden die Kletterverbände im Kreis Göppingen ihre Situation, wenn das Biotopschutzgesetz in Kraft tritt, das im Herbst vom Landtag verabschiedet werden soll. Danach gelten Felsbildungen als schützenswerte Flächen, die nicht mehr betreten werden dürfen. Dieses praktische Aus für den Klettersport ist in einigen Landkreisen bereits erfolgt. Im Raum Urach sind noch zwei Kletterfelsen übriggeblieben, im Raum Reutlingen vier. Jetzt saßen in Wiesensteig (Kreis Göppingen) erstmals Vertreter der Kletter- und Naturschutzverbände sowie Politiker aller Landtags-Frak-tionen an einem Tisch, um den Stein der Weisen zu finden: den «Kletter-Kompromiß».

Das ganze Dilemma zeigte ein Vertreter des Alpenvereins auf: Einerseits erschließen die Kletterverbände bisher unberührte Naturgebiete, sind damit Vorreiter für Massentourismus und Umweltzerstörung, andererseits sind gerade sie es, die sich immer wieder für den Naturschutz einsetzen. Mit «sanftem Klettern» wollen die Sportler im Kreis Göppingen in Zukunft beides verwirklichen: Klettern und Naturschutz.

Der Arbeitskreis Klettern und Naturschutz hat in einjähriger Arbeit die Felsen der Schwäbischen Alb kartographiert. «Wir sollten Fakten gegen die Emotionen setzen», sagte Günther Fichtel, Sprecher des Arbeitskreises. Dabei habe sich gezeigt, daß höchstens acht Prozent der Felsen im Kreis Göppingen beklettert wurden und daß sich selbst an diesen seltene Pflanzen behaupten konnten. Der Bestand an gefährdeten Vögeln wie Wanderfalken oder Kolkraben habe trotz stärkeren Kletterns in den vergangenen Jahren zugenommen. Demgegenüber vertrat Oswald Jäger die Position des Umweltministeriums. Klettern sei immer eine Gefährdung der Natur, die Schäden seien als maximal anzusehen, und durch Klettern würde die Felsvegetation bis auf das blanke Gestein ruiniert. Dabei seien Felsen der Schwä-

bischen Alb die letzten intakten Urlandschaften des Landes. Gerade die freistehenden Felsen auf der Südseite seien die schützenswertesten.

Doch mit einer Totalsperrung können und wollen sich die Kletterer nicht zufriedengeben. Um ihre Kompromißbereitschaft noch vor der drohenden Verabschiedung des Gesetzes zu demonstrieren, haben sie einen Maßnahmenkatalog ausgearbeitet, mit dem sie die Kletterströme kanalisieren wollen: Sperrung und Befestigung von Einstiegen als Mittel gegen Trittschäden, Umlenk-haken und Verbotsschilder gegen das Betreten der Felsköpfe. Alles in allem wollen sich die Kletterer ihre Felsen auf der Alb erhalten, Selbst einschränkung zwecks Naturschutz wollen sie in Kauf nehmen.

Felssperrung aufgehoben für einzelnen Kletterer

(STZ) Die Forstdirektion Tübingen hat dem Widerspruch eines einzelnen Kletterers gegen Felssperrungen im Gebiet des Staatlichen Forstamtes Urach stattgegeben. Dies gilt jedoch nur «für die Person» dieses einen Kletterers, bei dem es sich um den Leiter der Klettergruppe der Sektion Schwaben des Deutschen Alpenvereins handelt. Die Forstdirektion stellt in ihrem Bescheid ausdrücklich fest, «daß die Verfügung für andere Kletterer inzwischen bestandskräftig geworden ist, da weitere Widersprüche nicht eingegangen sind». Also dürfen auch keine anderen Mitglieder des Alpenvereins an den gesperrten Felsen klettern. Die Felssperrung vor allem im Ermstal war Anfang März 1990 verfügt worden und betrifft viele Felsen, an denen seit Jahrzehnten geklettert worden war. Nach Auskunft der Tübinger Forstdirektion wurde die Sperrung als eine vorläufige Regelung bis zu einer einvernehmlichen Dauerregelung erlassen. Diese Dauerregelung ist aber noch nicht zustande gekommen. Inzwischen liegt allerdings ein Gutachten der Bezirksstelle für Naturschutz vor, nach dem einige wenige dieser Ermstalfelsen ganz- oder halbjährig wieder freigegeben werden könnten.

Ungewißheit über Burg Katzenstein

(SZ) Unter dem Motto «Rettet die Burg Katzenstein» wollen engagierte Bürger der Gemeinde Dischingen (Kreis Heidenheim) einen Förderverein gründen. Damit wollen sie verhindern, daß eine unerwünschte Sekte sich auf der mit erheblichen Steuermitteln restaurierten Burg bei Dischingen einnistet.

Schon seit Monaten hatte Dischingens Bürgermeister Bernd Hitzler vergeblich versucht, mit dem Burgbesitzer, einem Auto- und Schrotthändler in Biberach, in Gesprächskontakt zu kommen. Alle Verhandlungen liefen bisher über einen Architekten, der die Umbau- und Sanierungspläne für die teilweise zur Ruine zerfallene Burg aus der Stauferzeit vorlegte. Aus bestimmten Details dieser Entwürfe schlossen Bürgermeister und Gemeinderäte, daß aus Katzenstein künftig ein Schulungszentrum für eine Sekte werden könnte.

Da schrillten in der überwiegend katholischen Gemeinde sämtliche Alarmglocken. Weil über den Biberacher Besitzer rein gar nichts zu erfahren war, schaltete man den aus Heidenheim stammenden Staatssekretär Werner Baumhauer ein. Der ließ über seinen persönlichen Referenten Nachforschungen anstellen. Der teilte Bürgermeister Hitzler mit, daß der bisher so schweigsame Burgherr tatsächlich mit der Scientology Church ins Gespräch gekommen sei. Hitzler machte vor dem Gemeinderat, dem er seine Informationen weitergab, kein Hehl aus seinen Befürchtungen. Darauf wurde aus dem Gremium vorgeschlagen, einen Förderverein zu gründen, der nicht nur die «unerwünschte Sekte» von Dischingen fernhält, sondern auch andere Nutzungszwecke erschließen könnte. Beispielsweise soll der Landkreis Heidenheim gebeten werden, sich beim Land Baden-Württemberg nach möglichen Zuschüssen zu erkundigen. Als Vorsitzenden des künftigen Vereins empfahl einer der Gemeinderäte den Abt des nahen Benediktinerklosters Neresheim, Norbert Stoffels.

LBS
Bausparkasse der Sparkassen

Unglaublich, *Classic* und *Vario*.
Mehr Platz für alle durch mehr
Auswahl beim Bausparen.

Classic
&

**V
a
r
i
o**


Classic und *Vario*.
Das neue Bausparen
der 90er Jahre.

Mit dem LBS-*Classic*
kommen Sie schnell an
besonders günstiges
Baugeld.

Mit dem LBS-*Vario*
wählen Sie selbst:

- Ihre Spar-Rendite
- Ihr Bauspar-Tempo
- Ihre Zinsen für die
Finanzierung.

So paßt sich *Vario* ganz
Ihren Wünschen an.

Wir geben Ihrer Zukunft
ein Zuhause. LBS und
Sparkasse: Unternehmen
der  Finanzgruppe.



Eine Überlebenschance für die Ammertalbahn?

(STZ) Ginge es ausschließlich nach der betriebswirtschaftlichen Gesamtkalkulation der Deutschen Bundesbahn, dann dürfte das Ende der Ammertalbahn zwischen Tübingen und Herrenberg bald besiegelt sein. Die Bundesbahn hat das Stilllegungsverfahren für die Strecke vor geraumer Zeit eingeleitet, zunächst nur für den Personenverkehr. Daß aber auch der Güterverkehr auf der Strecke fürs Bundesunternehmen Bahn nicht gerade eine üppig sprudelnde Einnahmequelle ist und damit ebenfalls keinen rosigen Zeiten entgegenseht, ist in der Stuttgarter Bundesbahndirektion längst kein Geheimnis mehr. Trotzdem werden in den Landratsämtern Böblingen und Tübingen Pläne geschmiedet, wie die rund 21 Kilometer lange Bahnstrecke, die 1910 eröffnet wurde, auch im High-Tech-Zeitalter überleben kann.

Diese Pläne haben jetzt Auftrieb bekommen durch ein Gutachten des Verkehrswissenschaftlichen Instituts der Universität Stuttgart. Diese «Nutzen-Kosten-Untersuchung», die im Verkehrsausschuß des Böblinger Kreistags vorgestellt wurde, belegt, daß die Schienenstrecke durchaus rentabel betrieben werden kann, wenn Zuschüsse für die nötigen Erneuerungen der Gleisanlagen gegeben werden. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Bundesbahn oder eine private Eisenbahngesellschaft den Betrieb übernimmt. Die beiden Landkreise schießen jetzt nach Zuschüssen nach dem Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz (GVFG), um das drohende Ende der Ammertalbahn abzuwenden.

Dabei geht es vor allem um zwei Gesichtspunkte: Zum einen könnte die Ammertalbahn als Zubringer für die demnächst fertiggestellte S-Bahn-Verlängerung von Böblingen nach Herrenberg dienen. Die Landeshauptstadt wäre dann vom Ammertal aus per Bahn zu erreichen. Zum anderen haben beide Kreise während der Hauptverkehrszeiten mit erheblichen Autoschlängen auf ihren Straßen zu kämpfen. Ein Teil der Autobenutzer könnte demnach die Ammer-

talbahn auf dem Weg zur Arbeit und nach Hause benützen.

Bei ihren Überlegungen für eine rosige Zukunft der Ammertalbahn gehen die Experten des Verkehrswissenschaftlichen Instituts davon aus, daß ein Personenverkehr auf der Bahnstrecke nur dann sinnvoll ist, wenn die bisher parallel geführten Buslinien gekappt und nur noch als Zubringerlinien zum nächstgelegenen Bahnhof genutzt werden.

Die Ammertalbahn entstand zu Beginn dieses Jahrhunderts. Die durchgehende Verbindung wurde 1910 offiziell übergeben. Der 21 Kilometer lange Abschnitt wurde jedoch 1966 unterbrochen. Damals wurde der Abschnitt Gültstein–Herrenberg abgehängt und die Gleise entfernt. Seither rollen Personenzüge von Tübingen aus nur noch bis Entringen. Lediglich Güterzüge fahren noch bis Gültstein zum Gipswerk. Als Ersatz für die gekappte Bahnverbindung wurde eine Buslinie von Entringen nach Tübingen eingerichtet.

Neues jüdisches Museum in Göppingen-Jebenhausen

(epd) An die ehemals bedeutende jüdische Gemeinde in Göppingen-Jebenhausen soll ein jüdisches Museum erinnern, das die Stadt Göppingen derzeit in der früheren evangelischen Kirche Jebenhausen einrichtet. Nach der Zerstörung der Synagoge durch die Nationalsozialisten hatten die letzten Göppinger Juden Ende der 30er Jahre ihre erhalten gebliebenen Bänke und Leuchter der evangelischen Gemeinde geschenkt. Diese Einrichtungsgegenstände stifteten jetzt die Protestanten für das Museum, in dem auch Dokumente des letzten Jebenhauser Rabbiners Aron Tänzer zu sehen sein werden. Die in den USA lebende Inge Auerbacher, die in ihrem Buch «Ich bin ein Stern» ihre Jebenhauser Kindheitserinnerungen mit dem Tragen des von den Nazis verordneten Judensterns niederschrieb, wird sich an der Ausstellung des Museums beteiligen. Die Ausstellung soll am 9. Oktober eröffnet werden.

Fallschirmjäger stören Federsee-Landschaft

(STZ) Dank einer im Jahre 1981 in Betrieb genommenen Kläranlage samt Abwasserringleitung hat sich die Wasserqualität des Federsees immer mehr verbessert, so daß der See über längere Zeiträume hinweg wieder beachtliche Vogelbestände ernähren kann. Dies geht aus dem Jahresbericht hervor, den das Naturschutzzentrum Federsee des Naturschutzbundes Deutschland (DBV) für das Jahr 1990 vorlegt. Zu den Aufgaben, die das im Jahre 1987 eingerichtete Naturschutzzentrum im Auftrag des Tübinger Regierungspräsidiums wahrzunehmen hat, gehören Schutzmaßnahmen für besonders gefährdete und für das Federseegebiet charakteristische Tier- und Pflanzenarten, wissenschaftliche Untersuchungen der Bestandsentwicklung und der Auswirkung von Pflegemaßnahmen.

Das 1410 Hektar umfassende Naturschutzgebiet ist für die Erhaltung vieler seltener oder vom Aussterben bedrohter Arten von großer Bedeutung. Manche Art hat am Federsee das mit Abstand wichtigste Vorkommen in Baden-Württemberg. Als Ersatz für viele kleine, verschwundene Wassergräben in den Wiesengebieten wurden neue Kleinwässer angelegt, wo sich bereits im ersten Jahr Wasserkäfer, Libellen und Amphibien in großer Zahl ansiedelten.

Als Mißstand und Störfaktor bezeichnet der Leiter des Naturschutzzentrums, Jost Einstein, die Belastungen durch militärischen und privaten Flugbetrieb. Militärische Tiefflieger benutzen den Federsee in Verbindung mit dem Bussen als Orientierungsmarke. Zwar verzichten die deutschen Militärbehörden jetzt weitgehend auf Fallschirmübungen in diesem Raum. Um so schlimmer wirkten sich Fallschirmübungen der französischen Streitkräfte in der großflächigen Wiesenlandschaft um den Federsee aus, die von März bis Oktober Tag und Nacht durchgeführt wurden und teilweise zu einer Lebensbedrohung für Vögel, insbesondere Bodenbrüter, und Wild wurden.

Zwei Schwäbisch Haller im siebten Himmel:

„Unsere Bank hat schon Ja! gesagt.“

GGK



Mit Ja! antwortete der Kundenbetreuer der Baden-Württembergischen Bank erstmals vor einem Jahr, als wir in Hinblick auf den Hausstand nach einer maßgeschneiderten Anlage der gemeinsamen Ersparnisse suchten.

Mit Ja! antwortete er auch gestern auf die Frage, ob wir uns durch den Kauf des Traumhauses binden können: Ein solides Finanzierungsgebäude aus zwei Bausparverträgen, dem Zuschuß der Eltern und dem günstigen Baudarlehen der Bank steht, rundum abgesichert durch eine Lebensversicherung. Außer-

dem haben wir das Jawort unseres Kundenbetreuers, uns bei der Auswahl ertragreicher Vermögensanlagen zu beraten, durch die wir beizahlen für die Ausbildung unserer Kinder und den Erhalt des Lebensstandards im Alter vorsorgen können.

Wenn auch Sie Pläne für die Zukunft haben, sprechen Sie mit Ihrem Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank. Er kann Ihnen zwar nicht den Himmel auf Erden versprechen, aber immerhin stetig wachsende Vermögensanlagen. Er ruft Sie zurück, wenn Sie uns kurz anrufen: 07 11/20 94-699.



Die Baden-Württembergische Bank.

Wasserschutzpolizei spürt Abwassersünder auf

(STZ) Die Wasserschutzpolizei in Baden-Württemberg hat ihren Bericht über das Jahr 1990 vorgelegt. Etwa 300 Beamte und Angestellte kümmerten sich im vergangenen Jahr unter der Leitung von Polizeidirektor Manfred Grentrup um die Sicherheit auf den Gewässern im Land.

Im Bereich des Umweltschutzes wurde – nach Auskunft der Polizei – besonderes Augenmerk auf die Einleitung von Altöl und Fäkalien gerichtet. Mit der Einrichtung eines «Informationsdienstes Gefährliche Güter Umweltschutz» bei der Wasserschutzpolizeidirektion in Mannheim sei eine Anlaufstelle geschaffen worden, die auch von den Polizeikollegen an Land, von der Feuerwehr und anderen Behörden genutzt werde. Beim vorbeugenden Umweltschutz versuche die Wasserschutzpolizei einen Kompromiß zwischen den Belangen des Schiffsverkehrs, der Freizeitaktivitäten und der Ökologie zu finden.

Fast wie die alte Hüle: Ein Dorfplatz aus Wasser

(SZ) Wenngleich sich in der Vergangenheit verschiedene Vorstellungen um die Gestaltung des Dorfplatzes in Weidach, Alb-Donau-Kreis, gerankt haben, so fällt die Resonanz, die dem freien Garten- und Landschaftsarchitekten Edmund Spengler zugetragen wird, doch überwiegend positiv aus. Er ist davon überzeugt, daß die nun gefundene Lösung «aus gestalterischer Sicht eine Aufwertung» des Platzes bedeutet. Der Grundgedanke sei gewesen, die Hüle, die früher auf diesem Gelände vorhanden war, wieder aufzubauen. Diese Idee sieht Spengler nun verwirklicht. Zumindest symbolisch habe die ehemalige Hüle wieder ihren Platz in Weidach gefunden.

Steine und Wasser sind die beherrschenden Elemente am neuen Dorfplatz: In einem Wasserbecken mit einer Fläche von etwa 60 Quadratmetern und einer Tiefe bis 40 Zentimetern liegen zahllose Rechteckquader

aus Kalkstein, zum Teil übereinander geschichtet, zum Teil noch unter der Wasseroberfläche.

Zum neu gestalteten Gelände gehört auch ein Weg, der mit Sitzquadrern eingefast ist. Auch der Feuerlöschweiher, der unter dem Areal liegt, wurde neu gepflastert. Und ein Dorfbrunnen wird über einen Wasserkreislauf aus dem Wasserbecken gespeist.

Vor anderthalb Jahren wurde mit der Planung begonnen, nach dreimonatiger Bauzeit war der Weidacher Dorfplatz fertig. Und das erste «Dorfplatzfest» haben die Weidacher Vereine und Bewohner bereits gefeiert. Denn nicht nur optische Gesichtspunkte waren den Planern wichtig, auch nutzbar sollte der rund 120000 Mark teure Dorfplatz sein, erklärt Spengler.

Zum Verweilen und zur Begegnung solle der Platz einladen, auch für geselliges Beisammensein und Feste sei er geeignet, bekundet Josef Wieland, Weidacher Gemeinderat. Die große Mehrheit, so sagt er, sei zufrieden mit dem Areal, wenn auch eine «kleine Opposition» noch vorhanden sei. Eine richtige Hüle oder zumindest ein Biotop war anstelle des nun realisierten Projektes im Gespräch. «Doch dazu ist der Platz zu klein», ist sich Wieland mit Spengler einig.

Der Gartenarchitekt ist sicher, daß der Dorftreffpunkt mit seinen gestalterischen Elementen «eher dorfgerecht» ist als andere Ideen. Und den Ansprüchen von Kaulquappen wird er offensichtlich auch gerecht. Denn der Krötennachwuchs, so weiß Wieland zu erzählen, tummelt sich inzwischen schon im neuen Wasserbecken.

Ulmer Münster wird vermessen

(epd) 350 Aufnahmen mit Spezial-Stereokameras waren 1990 erforderlich, um den Chor des gotischen Münsters in Ulm photogrammetrisch aufzunehmen und in bislang fehlende exakte Bauzeichnungen zu übertragen. Eine am Freitag, 14. Juni, im Münster eröffnete Ausstellung informiert Laien bis Ende September

über Verlauf und Ergebnisse der vor 20 Jahren entwickelten terrestrischen Bildmessung. Zehn Geometer wären 15 Jahre lang beschäftigt, wenn sie mit herkömmlichen Mitteln die Grundrisse und Außenansichten der gotischen Kathedrale erfassen wollten, die in dem 1991 begonnenen zweiten Bildmessungs-Programm bereits nach fünf Jahren vorliegen – mit wesentlich genaueren Meßergebnissen. Die für dieses Fünf-Jahres-Programm erforderlichen 1,3 Millionen Mark stammen je zur Hälfte aus Spenden namhafter Ulmer Industriefirmen an den Münsterbauverein und aus dem Etat des Landesdenkmalamtes.

Erst zu Beginn des nächsten Jahrhunderts kann die 1986 begonnene nachträgliche Bestands-Dokumentation des Doms zum Abschluß kommen, für die jährlich über tausend Aufnahmen im Abstand von acht bis zwölf Metern erforderlich sind. Die spätmittelalterlichen Erbauer des Münsters hinterließen keine Bauzeichnungen, die u. a. als Arbeitsgrundlage für Umwelt-Schadenskataloge unerlässlich sind. Das nur per Luftbild mögliche photogrammetrische Vermessen des Münsterturms – des höchsten Kirchturms der Welt – wird voraussichtlich Ende dieses Jahrzehnts vom Hubschrauber aus erfolgen.

Naturschützer sorgen sich um das Albvorland

(lsw) Kommunale und staatliche Naturschutzpolitik versagen im Konflikt mit anderen Interessen viel zu häufig. Diesen Vorwurf erhob die Naturschutzgruppe Filsgau des Schwäbischen Albvereins. Sie erklärte, sie sei in ernster Sorge um das Albvorland, dessen Naturpotential viel wichtiger sei als die Wacholderheiden auf der Alb. Speziell kritisiert die Naturschutzgruppe den Bau eines großen Sporthotels in Kurhausnähe in Bad Boll und ein geplantes Großlager bei Zell unterm Aichelberg. Auch im Straßenbau würden ungehemmt freie Landschaftsflächen in Anspruch genommen.

Villinger Altstadt unter Ensembleschutz

(STZ) Einen Ensembleschutz für die historische Villinger Bausubstanz hat der Gemeinderat beschlossen. Nach Konstanz, Freiburg und Rottweil wird nun auch die Villinger Innenstadt inmitten der Stadtmauer in ihrer Gesamanlage unter Denkmalschutz gestellt. Oberbürgermeister Gerhard Gebauer erklärte, dieser Schritt sei längst überfällig, und man komme damit auch der Forderung der Denkmalbehörde entgegen. In Baden-Württemberg gäbe es ansonsten kein derartig geschlossenes Stadtbild, das nicht geschützt wäre. Die Genehmigungen über bauliche Veränderungen in der Innenstadt werden künftig nur von der Stadt als unterer Denkmalschutzbehörde ausgesprochen. Stadtrat Gerhard Janasik als Architekt befürchtet, daß nun die gesamte Innenstadt unter eine «Käseglocke» gestellt werden könnte. Wenn man dann auch noch die drei Stadttore zumauern, dann habe die Stadt den Charakter eines Museums.

Klösterliche Handarbeit im Museum Eggmannsried

(PM) Anhand der umfangreichen Sammlung schwäbischer Trachten, mittlerweile durch weitere Ankäufe ergänzt, ist es dem Besucher möglich, selbst die Entwicklung der bürgerlichen und bäuerlichen, katholischen und evangelischen Festkleidung zwischen 1740 und 1900 nachzuvollziehen. Zu diesem Zweck wurden farblich unterschiedliche Führungslinien erarbeitet, die verschiedene Haubentwicklungen kennzeichnen. Auf farbgleichen Informationsblättern werden wichtige Entwicklungsstadien beschrieben. Damit ist der Stand der in Eggmannsried betriebenen Trachtenforschung dokumentiert. Die diesjährige Sonderausstellung zum Thema «Tracht in der Fotografie» zeigt Portraitaufnahmen um 1850 bis 1890, damit den Wandel von der Tracht zur Modekleidung, Ablichtungen von Fasnachtsgruppen in Tracht und erste Versuche der Trach-



tenerneuerung um 1920 bis zum Beginn des Dritten Reiches. Weitere Sonderausstellungen, zum Beispiel zum «Mißbrauch der Tracht», werden folgen.

Der neue Museumsbereich für Klösterliche Handarbeiten faßt Frauenkonvente zusammen, die in Oberschwaben in den Bereichen der Drahtarbeiten, Reliquienfassung, Paramentenherstellung, Wachsbearbeitung oder Altarblumenfertigung tätig waren. Mittels kleiner Werkstätten

werden diese Herstellungsprozesse erklärt. Ausgesucht schöne Stickereibilder, Applikationsbilder, Spickelbilder, Fatschenkinder, Eingerichte oder Nonnenstuben werden übersichtlich präsentiert und ausführlich beschrieben.

Öffnungszeiten: 1. 4. bis 31. 10. – Samstag 14.00–17.00 Uhr, Sonntag 10.00–12.00 Uhr und nach Vereinbarung. Führungen nach Voranmeldung, Telefon (075 64) 2753.

«Blasienberg» zum Schutzgebiet erklärt

(lsw) Der Ostalbkreis erhält ein weiteres Schutzgebiet, den «Blasienberg». Dies teilte das Stuttgarter Regierungspräsidium mit. Nach seinen Angaben erhöht sich die Gesamtzahl der im Ostalbkreis befindlichen Naturschutzgebiete nun auf 25. Das neue Schutzgebiet liegt auf dem Gebiet der Gemeinde Kirchheim am Ries und umfaßt eine Fläche von rund 41,8 Hektar. Der Blasienberg ist 600 Meter hoch. Wegen seiner besonderen geologischen und geographischen Verhältnisse wurde der Blasienberg in der Vergangenheit überwiegend als Schafweide genutzt: Es bildete sich eine vielfältige Tier- und Pflanzengemeinschaft heraus.

Klostermuseum Hirsau ist eröffnet

(epd) Das neue Klostermuseum Hirsau ist für die Öffentlichkeit zugänglich. Auf vorerst zwei Etagen werden das Kloster und seine Geschichte anhand von Schaustücken vorgestellt; das dritte Stockwerk wird noch eingerichtet. Nach der ursprünglichen Planung sollte das direkt neben der Aureliuskirche gelegene Museum bereits Anfang Mai völlig eingerichtet sein und mit seiner Eröffnung den Reigen der Veranstaltungen zum Klosterjubiläum einleiten, mit denen an den Bau der Peter- und Paulskirche vor 900 Jahren erinnert wird. Diese Terminplanung ließ sich wegen unerwartet langwieriger Bauarbeiten – Funde im Boden machten besonders sorgfältige Ausgrabungen notwendig – nicht halten. Die Stadt Calw hatte dieses älteste Profangebäude des Stadtteils Hirsau für 700 000 Mark erworben. Rechnet man anfangs mit etwa 1,8 Millionen Mark, so war zuletzt die Rede von 3,5 Millionen Mark Kosten für Kauf und Umbau. Im Museum sollen das Kloster Hirsau betreffende Exponate aus den Landesmuseen in Stuttgart und Karlsruhe zu sehen sein.

Hochwasserschutz: Umbau der Donauwiesen

(lsw) Die «Flußlandschaft Donauwiesen» zwischen Riedlingen und Zwiefaltendorf wurde unter Naturschutz gestellt. Das 603 Hektar große Gebiet ist ein Pilotvorhaben für das vom Umweltministerium in Stuttgart erarbeitete, 160 Millionen Mark teure wasserwirtschaftlich-ökologische Gesamtkonzept «Flußlandschaft Donau». Das Gebiet erstreckt sich von Sigmaringen bis Ulm.

Der ökologische Umbau sieht im wesentlichen die Schaffung von Überschwemmungsflächen und naturnahen Gebieten vor. Mit der Senkung des Hochwasserspiegels um 30 Zentimeter bedeutet er zugleich eine deutliche Verbesserung des Hochwasserschutzes für die regelmäßig überschwemmte Stadt Riedlingen. Bei fünf Jahren Bauzeit könnte das «Paradeprojekt» bis 1998 verwirklicht sein. Flußauen als Europas produktive Ökosysteme mit den artenreichsten Lebensräumen seien in naturnaher Ausprägung fast nicht mehr vorhanden und daher ökologisch besonders bedeutsam. Die Donauaue bei Riedlingen etwa ist das einzige seit 50 Jahren ununterbrochene Brutgebiet des vom Aussterben bedrohten Weißstorches in Oberschwaben. Die Donaukorrektur 1820, der folgende Eisenbahnbau und die Intensivierung der Landwirtschaft mit der Entwässerung der Talauen sowie die zunehmende Freizeitnutzung haben den Naturhaushalt immer mehr gestört. Nach dem gestuften Nutzungskonzept werden Überschwemmungsgebiete wieder oder neu hergestellt, die Altwässer reaktiviert und teils an den Fluß angeschlossen. Die Donau wird 150 bis 200 Meter breit «aufgeweitet» und erhält so ihren früheren Lebensraum zurück. Sie kann sich damit in eigener Dynamik wieder begrenzt ihr Bett selbst suchen. An drei Stellen ist «Naturschutz pur» vorgesehen. Die Schwarzachmündung wird verlegt und für Riedlingen mit der größeren Rückstaumöglichkeit eine weitere Hochwasserentlastung erreicht.

Kreis Sigmaringen zahlt für Denkmalpflege

(STZ) Mit seinen Fördermitteln zur Pflege von Kulturdenkmälern betreibt der Landkreis Sigmaringen zugleich Wirtschaftsförderung und läßt außer den Schwerpunkten Sigmaringen und Saulgau auch andere Städte und Gemeinden vom Geld aus der Kreiskasse profitieren. In zehn Jahren hat er 2,7 Millionen Mark für die Denkmalpflege ausgegeben, so beispielsweise für die Schlösser Scheer und Meßkirch. Regel- und Schwerpunktprogramm zusammen hätten Investitionen im Wert von mehr als 30 Millionen Mark ausgelöst, erklärte der Sigmaringer Landrat Klaus Jürgen Binder.

Für Schloß Hettingen gibt der Landkreis erstmals einen Einzelzuschuß von mehr als 300 000 Mark. Der Gesamtaufwand für dieses Schloß liegt bei 3,6 Millionen Mark. Der Landkreis Sigmaringen fördert mit 100 000 Mark auch die Renovierung des Pfullendorfer «Alten Hauses» aus dem Jahr 1317, das als eines der ältesten überhaupt in Süddeutschland gilt. Seine Renovierung für 1,3 Millionen Mark soll in diesem Sommer begonnen werden. An dem mittelalterlichen Fachwerkbau muß der Dachstuhl erneuert und ein Teil des Gemäuers ersetzt werden. Die historisch interessante Konstruktion samt Brunnen, Ofenanlage und Toiletten soll erhalten bleiben. Das Haus wird nach der Erneuerung zwar öffentlich zugänglich sein, sonst aber nicht genutzt werden.

In Pfullendorf hat der Landkreis Sigmaringen auch die Renovierung des ehemaligen Dominikanerinnenklosters finanziell gefördert, und an den Kosten für die Instandsetzung der Pfullendorfer Stadtmauer will er sich mit einem Sechstel beteiligen, obwohl noch gar nicht bekannt ist, wieviel die Renovation kosten wird. Für die Pflege der Feldkreuze in der Landschaft, für Kapellen, Altäre, Orgeln und Fachwerkgiebel gibt der Landkreis jedes Jahr zwischen 100 000 und 150 000 Mark aus.

Villa rustica ist Museum in Hechingen-Stein

(lsw) Am römischen Gutshof Hechingen-Stein veranschaulicht nun ein Freilichtmuseum das ländliche Leben der Besitzer vor 2000 Jahren. Der Förderverein zur Erforschung und Erhaltung der Kulturdenkmale Stein feierte die Einweihung des Römermuseums mit einem dreitägigen Römer- und Heimatfest vom 21. bis 23. Juni. Dem Verein sind die Teilausgrabung der 1972 in einem Wald vermuteten, 1976 entdeckten gewaltigen Anlage und die Teilrekonstruktion zu danken. Für Grabung, Restaurierung, Konservierung sowie die Einrichtung des Museums wurden bisher 3,5 Millionen Mark ausgegeben. Davon hat der Verein rund eineinhalb Millionen durch Spenden und Eigenleistungen aufgebracht.

Die 78 Meter lange und sechs Meter breite Anlage gehört als «villa rustica» zu den größten und besterhaltenen römischen Gutshöfen im Land. Sie hat wohl fast 150 Jahre vom Ende des ersten Jahrhunderts bis zur Vertreibung der Bewohner und zur Zerstörung um 230 n. Chr. durch die Germanen bestanden. Die damals umfangreichsten Grabungen in Süddeutschland dauerten von 1978 bis 1981. Nach diesem ersten Abschnitt verzichtete das Tübinger Denkmalamt auch aus Kostengründen auf eine Fortsetzung. Größere, noch unbekannt Teile der monumentalen Anlage sind so weiter unter der Erde verborgen.

Der hervorragende Zustand der Römerruinen rechtfertigte die Restaurierung. Die freigelegten Reste des Riesenhofs mit Haupt-, Nebengebäude und Bad wurden konserviert und als Freilichtmuseum gestaltet. Der rührige Förderverein mit seinem Vorsitzenden, Steins Ortsvorsteher Gerd Schollian, erreichte dann, daß das Denkmalamt seine lange Ablehnung aufgab und der östliche Eckrisalit zur Darstellung der Geschichte des Gutshofs und als Museumsbüro rekonstruiert wurde.

Bei dem Landgut handelte es sich um eine in den Nordprovinzen des Römischen Reiches übliche Portikusvilla mit Eckrisaliten, wobei der 32 Meter

lange Portikus mindestens an der Längsfront eine offene Pfeilerhalle war. Beim späteren Ausbau wurde aber der Hauptzugang an die Westseite verlegt. Dieses Hauptgebäude aus 24 Räumen – die Eckrisaliten haben mit elf auf sechs Metern die Maße einer heutigen Dreizimmerwohnung – hat mit 1600 Quadratmetern allein die vierfache Grundfläche des restaurierten Gutshofes in Lauffen/Neckar. Im Außenbereich des Komplexes wurden nach und nach wohl zur Versorgung rund 15 Gebäude erstellt.

Die Steiner Domäne gilt als wichtiges Zeugnis der kurz vor Christi Geburt beginnenden römischen Besiedlung Süddeutschlands.

Mergentheim präsentiert den Deutschen Orden

(lsw) Entstehung, Wirken und Niedergang des Deutschen Ordens will die neue Abteilung des Deutschordeums in Bad Mergentheim dokumentieren. Eröffnet wurde die Abteilung am 21. Juni mit der ständigen Ausstellung «Unter Kreuz und Adler – der Deutsche Orden im Mittelalter», die das Geheime Staatsarchiv der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin zum 800jährigen Jubiläum des Ordens zusammengestellt hat. In sieben Abschnitten und 430 Einzelstücken soll dem Museumsbesucher der geistliche Ritterorden, dessen Fundament im Jahre 1190 von Kaufleuten aus Bremen und Lübeck im Heiligen Land gelegt wurde, nähergebracht werden. Bad Mergentheim spielt als ehemalige Residenz der Hochmeister, die dem nach dem Vorbild der Johanniter und Templer errichteten Orden vorsäßen, eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Kongregation.

Pergamenturkunden, Briefe und Siegel aus dem ehemaligen preußischen Hochmeisterarchiv sowie Fahnen, Landkarten, Skulpturen, Münzen und Waffen sind teils im Original, teils in Reproduktionen zu sehen. Der Deutsche Orden, dessen Mitglieder an einem schwarzen Kreuz auf dem weißen Mantel zu erkennen waren, schuf seit 1231 einen mächtigen Staat. Sein Gebiet erstreckte sich vom

Finnischen Meerbusen bis in die Gegend von Freienwalde, 55 Kilometer vor den Toren Berlins. Von Kaiser und Papst gefördert, breitete sich der Orden im Mittelmeerraum aus mit Besitzungen unter anderem im Heiligen Land, Armenien, Zypern und Italien. Ferner werden die Kämpfe des Ordens gegen die «Heiden» in Siebenbürgen, seine Leistungen in den Bereichen Architektur, Verwaltung und Musikleben und sein Niedergang in der Mitte des 16. Jahrhunderts dokumentiert.

Der Deutsche Orden, der im Jahre 1929 in eine rein geistliche Kongregation umgewandelt wurde, existiert noch heute mit etwa 70 Brüdern, 300 Ordensschwwestern und 500 Laienmitgliedern in Österreich, Südtirol, Jugoslawien, Belgien, der Tschechoslowakei und der Bundesrepublik.

Melanchthon-Ausstellung in Vorbereitung

(lsw) Ein inhaltliches Konzept für eine 1997 in Pforzheim, Bretten und Freiburg geplante dezentrale Landesausstellung mit dem Titel «Philipp Melanchthon und der Humanismus im deutschen Südwesten» wird derzeit von einem wissenschaftlichen Team von Professoren der Universitäten Heidelberg und Freiburg erarbeitet. Mitbeteiligt ist auch der Brettenner Kustos Stefan Rhein. Zuständig für die Koordination der zahlreichen Maßnahmen und Veranstaltungen ist die Landesbibliothek Karlsruhe, über die auch der Finanzplan in den Nachtragshaushalt 1992 des Landes eingebracht werden soll.

Wie in Bretten verlautete, hat zwischenzeitlich auch das Land Sachsen-Anhalt seine Beteiligung an dem Großvorhaben zugesagt. Die Lutherstadt Wittenberg wird parallel und in Absprache zu den baden-württembergischen Veranstaltungen einen eigenen, in gedanklicher Verbindung stehenden Beitrag anbieten. Als gemeinsame Arbeit ist nach Angaben Rheins eine neue fünfbandige Übersetzung von Melanchthontexten im Gespräch.

16 Prozent der Gewässer im Odenwald sind sauer

(Isw) Etwa 16 Prozent der Gewässer im badischen Teil des Odenwaldes weisen Schäden durch den «sauren Regen» aus. Das hat eine Untersuchung der baden-württembergischen Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) ergeben, deren Ergebnisse im Mai in Karlsruhe mitgeteilt wurden. Mit der Untersuchung wurden nach Angaben der LfU bundesweit zum erstenmal flächendeckend Versauerungsschäden in zusammenhängenden Naturräumen erhoben.

Bei der im Auftrag des baden-württembergischen Umweltministeriums erstellten Studie wurde der LfU zufolge der ökologische Zustand von 50 ausgewählten Gewässern im Odenwald einschließlich des Kleinen Odenwalds südlich des Neckars an 113 Probestellen mit Hilfe chemischer Analysen, Untersuchungen der Fischnährtiere und Erhebung der Fischbestände überprüft. Es habe sich gezeigt, daß über vier Fünftel der überprüften Gewässer nicht versauert seien. Die Versauerung der übrigen Gewässer werde durch Schadstoffeinträge aus der Luft und dadurch verursacht, daß der Buntsandstein des Odenwalds Säuren nicht neutralisiere. Folge sei ein Absinken des pH-Werts und damit eine Versauerung der Gewässer.

Die LfU teilte die Gewässer in vier Klassen ein, deren Güte an der Zahl der in den überprüften Strecken gefundenen Bachforellen gemessen wurde. In der obersten Klasse lebten 100 Bachforellen pro Strecke, in der untersten keine mehr. 16 Prozent der Gewässer gehörten in die Klassen zwei bis vier. Die Studie zeigt laut LfU, daß Versauerungsschäden ungleichmäßig verteilt sind. Besonders betroffen sei der Raum nordöstlich von Heidelberg, vor allem wegen der Schadstoffeinträge aus dem Ballungsraum Rhein-Neckar und einer geringen Pufferkapazität des Bodens. Im östlichen und im Kleinen Odenwald würden durch den erhöhten Karbonatgehalt des Bodens Folgen des sauren Regens aufgefangen. Vergleichbare Untersuchungen hat die LfU auch im Nordschwarzwald

vorgenommen. Studien im mittleren Schwarzwald folgen. Das Gesamtprojekt soll Aussagen über alle versauerungsempfindlichen Naturräume des Landes ergeben.

Alter Asphalt taugt für neue Straßen

(STZ) «Recyclingversuchsstrecke der Universität Karlsruhe» hat so mancher Autofahrer in den vergangenen anderthalb Jahren auf der B 32 von Ravensburg in Richtung Wangen gelesen und vielleicht verständnislos mit den Schultern gezuckt. Fachleute, wie die Mitarbeiter der Abteilung «Straßenplanung und Straßentwurf» am Institut für Straßen- und Eisenbahnwesen der Universität Karlsruhe, können hier jedoch weiterhelfen. Im Auftrag der Industrie und der Forschungsvereinigung und finanziert durch das Wirtschaftsministerium verwirklichen die Experten der Universität Karlsruhe in Zusammenarbeit mit dem Straßenbauamt Ravensburg eine etwa 230 Meter lange Versuchsstrecke.

Neu an diesem Teilstück der B 32 ist die Verwendung von altem, schon gebrauchtem Asphalt in den oberen sogenannten Binder- und Deckschichten der Straße. Bis zu 25 Prozent alter Baustoff (Ausbauasphalt) wurden in der Versuchsstrecke bei Eggwald – etwa zehn Kilometer von Ravensburg – stellenweise mitverbaut. Um bessere Vergleichsmöglichkeiten zu haben, verwendeten die Straßenbauer im mittleren Streckenabschnitt neuen Asphalt.

Wie schon im simulierten Laborversuch in Karlsruhe festgestellt und nun wiederum in der Realität überprüft wurde, sind nach Auskunft von Dr. Hartwig Kössl, Mitarbeiter bei der Versuchsstrecke vom Institut in Karlsruhe, tendenziell keine Unterschiede beim Recyclingmaterial im Vergleich zu neuen Baustoffen festgestellt worden. Die Fachleute wissen aber noch nicht, was bei einem noch höheren Anteil von verbautem Altmaterial (etwa bei 30 bis 40 Prozent) mit der Straßendecke bei herkömmlicher Fahrbelastung passieren würde.

Gewiß ist jedoch heute schon, daß eine Bauweise, bei der auch in den oberen Straßenschichten Recyclingstoffe benutzt werden – seit längerem wird Altmaterial schon in den unteren Tragschichten verbaut –, in jedem Fall unsere Umwelt weiter entlastet. Die Bauschuttdeponien sind bereits am überquellen. Naturstoffe wie Kies, Steine sowie Erdöl (alle diese Bestandteile werden im Straßenbau verwendet) könnten stärker eingespart werden. Kiesgruben und Steinbrüche würden durch die noch im größeren Maße auf Recycling ausgelegte Straßenbauweise geschont. Im Landkreis Ravensburg fallen nach Auskunft von Gerold Müller, Geschäftsführer beim Straßenbauamt Ravensburg, zum Beispiel 11 000 Tonnen Altasphalt im Jahr an. Das gesamte Altmaterial werde jedoch restlos beim Bau von neuen Straßen im Landkreis wiederverwertet. Obwohl heute noch oftmals teurer, werde die Recyclingbauweise in der Region um Ravensburg bevorzugt.

Naturfreunde gaben ihr Bad im Krummbachtal auf

(STZ) Nach der Weigerung des Staatlichen Gesundheitsamtes, für die Saison 1991 noch ein letztes Mal dem Freibad-Betrieb im Krummbachtal das Plazet zu erteilen, geben die Naturfreunde Weilimdorf/Gerlingen als Eigentümer des zu einer grundlegenden Sanierung anstehenden Bädles jetzt ganz auf. Der Ausschuß des 220 Mitglieder zählenden Vereines, der das über 50 Jahre alte, idyllisch gelegene Freibad im Gerlinger Wald seit 1949 in seinem Besitz und in den sechziger Jahren modernisiert hat, beschloß, die Pforten im Krummbachtal heuer nur für Luft- und Sonnenbaden zum Nulltarif zu öffnen. Duschmöglichkeiten oder sonstige Abkühlungen gab es nicht mehr. Die Naturfreunde verhandeln mit der Stadt Gerlingen über eine komplette Übernahme des Bades durch die Kommune. Doch ob die Stadt 1992 über die für eine grundlegende Sanierung notwendigen viereinhalb Millionen Mark verfügen wird, ist fraglich.



Stark mit der Stuttgarter

Mit kleinen Mitteln Großes bewegen.
Zum Beispiel die Absicherung der Familie
zum äußerst günstigen Anfangsbeitrag.
Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«,
die besondere Lebensversicherung von
der Stuttgarter.

Prüfen Sie die Leistungsstärke der
Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil.

Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken
Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name _____

Straße _____

Ort _____

Teil. _____

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G. S.H
Postfach 10 44 51, 7000 Stuttgart 10

Henri-Arnaud-Haus: Zentrale einer Minderheit

(epd) Wie David gegen Goliath Diktatoren widerstehen, im Sinne Jesu Menschlichkeit verwirklichen und dem Leben auch politische Gestaltung geben: das sind einige der hervorstechenden Fähigkeiten der Waldenser, die am Samstag und Sonntag, 20./21. April 1991, in Ötisheim-Schönenberg im renovierten Henri-Arnaud-Haus ihr für Deutschland zentrales Zentrum wieder eröffneten. Nach Angaben von Pfarrer i.R. Dietrich Fischinger, wissenschaftlicher Vorstand der seit 1936 bestehenden Deutschen Waldenservereinigung, sind Tradition und religiöse Identität der in Deutschland noch lebenden etwa 30000 Nachfahren der Waldenser fast verschüttet. Mit dem um eine Fachbibliothek erweiterten Museum soll nun der nach seiner Einschätzung «ältesten und biblischsten protestantischen Tradition» das Überleben erleichtert werden.

Knapp eine halbe Million Mark hat die Waldenservereinigung mit ihren etwa 1000 Mitgliedern in das Museum investiert. Fischinger, der gemeinsam mit Präses Karl Ebert (Villingen) und Geschäftsführer Pfarrer Werner Eis (Filderstadt-Plattenhardt) die Waldenservereinigung leitet, bescheinigt der aus dem italienisch-französischen Grenzgebiet kommenden Freikirche urchristliches Gepräge. Waldes, der Gründer der Bewegung – in der Literatur auch Pierre Vaudes oder Petrus Waldes genannt –, habe als zugewanderter Bäcker in Lyon im 12. Jahrhundert nicht nur handwerkliches und kaufmännisches Geschick bewiesen, sondern sich in die urchristliche Tradition des Apostels Johannes gestellt und die Bibel als Richtschnur empfohlen. Seine Sendboten erhielten vom damaligen Papst Alexander III. sogar Predigtrecht im gesamten römischen Westreich. Mit aus theologischen Gründen – die Waldenser bestanden darauf, daß der Heilige Geist Menschen verwandle – schlug die hohe Wertschätzung in späteren Jahrhunderten in Verfolgung um.

Auf die Grundgedanken von Waldes stieß Pfarrer Fischinger, der seit fast

zwei Jahrzehnten besonders die mittelalterliche Geschichte der Waldenser erforscht, auch im 17. Jahrhundert, als die Waldenser aus ihrer angestammten Heimat teilweise vertrieben wurden und im deutsch-französischen Gebiet umherirrten. 1689 gelang ihnen die «Glorreiche Rückkehr» in die piemontesischen Täler Italiens unter Josua Janawel, dem hervorragenden Bauern, theologischen Denker und Strategen. Sein geistiger Schüler, Pfarrer Henri Arnaud, mußte jedoch 1699 die französischstämmigen Waldenser aus dem Piemont wieder ins Ausland führen. In Württemberg, vor allem im Maulbronner Raum, in Baden, Kurhessen-Waldeck, Hessen-Nassau und spärlich auch in der Mark Brandenburg fanden sie Exil, behielten ihre geistlichen Besonderheiten, ihre Kultur und Sprache bei, bis sie Anfang des 19. Jahrhunderts in die jeweiligen Landeskirchen eingegliedert wurden. Die immer wieder ersehnte Rückkehr in die ursprünglichen Heimmattäler scheiterte an der ausbleibenden Unterstützung aus England, Holland und der Schweiz.

Schillers Traukirche ist immer noch Bauruine

(PM) Obwohl Bürger und Firmen 65000,00 DM gespendet haben, regnet es immer noch durch das Dach der Traukirche Friedrich Schillers in Wenigenjena. Der Grund: Die veranschlagten Reparaturkosten haben sich inzwischen auf 135000,00 DM erhöht. Dies ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Baubrigade der Thüringischen Landeskirche, die die Arbeiten ausführen sollte, nicht mehr zur Verfügung steht. Paul Schröder, der Leiter des Marbacher Stadtbauamtes, der die Sanierung fachlich betreut, hat außerdem weitere Bauschäden festgestellt, die bisher nicht erfaßt waren. Die Instandsetzungsarbeiten müssen nunmehr an die Fachfirmen vergeben werden. Fazit: Nachdem die evangelische Kirchengemeinde in Wenigenjena, der das Gotteshaus gehört, nicht mehr als 20000,00 DM beisteuern kann, fehlen immer noch 50000,00 DM.

Deshalb wendet sich der Marbacher Bürgermeister Heinz Georg Keppler, der sich zusammen mit weiteren Marbacher Bürgern um die Finanzierung des Bauvorhabens bemüht, erneut mit der Bitte um Spenden an die Öffentlichkeit. Mit dem Ludwigsburger Landrat Dr. Ulrich Hartmann, der ebenfalls kräftig geholfen hat, ist er der Meinung: «Eine so wichtige denkmal- und geschichtsträchtige Kirche dem Verfall zu überlassen, ist unververtretbar!» Das Sonderkonto, auf das Spenden überwiesen werden können, hat folgende Bezeichnung: Evang. Kirchengemeinde Marbach am Neckar – Spendenkonto Schillerkirche Wenigenjena, Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) Nr. 8809019342.

Aus Wildbad soll Bad Wildbad werden

(lsw) Die Stadt «Wildbad im Schwarzwald», so der bisherige offizielle Name des baden-württembergischen Staatsbads für Bewegungstherapie, will sich künftig «Bad Wildbad» nennen. Dies beschloß der Gemeinderat der 11000-Einwohner-Kommune im Juni mit 16:6 Stimmen. Das letzte Wort hat nun das Land.

In der Diskussion über diesen Punkt setzte sich auch Bürgermeister Bodo König (SPD) für den Beschluß ein: «Die Namensänderung bedeutet eine stärkere Identifikation der Bevölkerung mit ihrem Bad». Die Mehrheit erwarte vom Titel «Bad» einen Werbeeffekt.

Das Heilbad im Nordschwarzwald hat eine lange und bedeutende Tradition. So kurten einst unter anderem die württembergischen Könige, die russische Zarin und der italienische Komponist Giacomo Rossini «im Wildbad», dem jährlich ein Festival mit deutschsprachigen Erstaufführungen Ende Juli/Anfang August in der Badestadt gewidmet ist. In jüngster Vergangenheit suchten und fanden dort neben zahlreichen einfachen Leuten Prominente wie Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt, Fußball-Bundestrainer Berti Vogts und die «Schauspiel-Mutter der Nation» Inge Meysel Linderung und Heilung.

Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte
an Ihre Freunde und Bekannten
– Kostenlos und unverbindlich!

Ihre Familienforschung in Süddeutschland
übernimmt: Martin Kreder, Hölderlinstraße 11,
7920 Heidenheim/Brenz.

Unser Treffpunkt gegenüber dem Hauptbahnhof

4 gemütliche Gaststätten unter einem Dach
Eingang Königstr. 2 und Arnulf-Klett-Platz 1

Greiner-Stuben Restaurant
Konditorei-Café eigene Erzeugnisse

Bräustüble gutbürgerlich
Tanz-Café Tabaris internat. Bands, große Tanzfläche

Greiner-Stuben

Im Hindenburgbau Tel. (0711) 29 51 21

«Mitteilungen» des Bundes für Heimatschutz
1909–1912 von Sammler gesucht.
Telefon (07321) 52211.

Entdecken Sie

Salem

und seine Schätze

tägliche Führungen
Münster-Schloß
Feuerwehrmuseum

von April bis Oktober
9 - 12 und 13 - 17 Uhr
Sonn- und feiertags
11 - 17 Uhr

Feuerwehrmuseum

März, April sowie Sept., Okt.
Montag+Dienstag geschlossen

Anfragen
Tel. 0 75 53 / 8 14 37

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Sicherheit
für Sie selbst,
für die Familie,
für Heim, Haus
und Geschäft,
für das Auto
bietet Ihnen die
Württembergische
durch ein
Versicherungs-
angebot, das
auf Ihren
persönlichen Bedarf
zugeschnitten ist.

Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter
in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern,
vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel
Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten.
Die Anschrift steht im Telefonbuch unter
Württembergische Feuerversicherung AG.

Zur abgebildeten Uhr:
Monstranzuhr,
Augsburg, 17. Jahrh.
Württembergisches
Landesmuseum, Stuttgart

 **Württembergische**
Versicherungen

Georg-Dehio-Preis in Esslingen vergeben

(Isw) Mit dem Georg-Dehio-Preis 1991 ist in Esslingen Professor Roderich Schmidt aus Marburg ausgezeichnet worden. Schmidt erhielt den mit 15000 Mark dotierten Hauptpreis für seine Arbeiten zur mittelalterlichen Landes- und Kirchengeschichte.

Die Ehrengabe in Höhe von 7000 Mark ging an Konrad Scheierling, der sich als Erforscher deutscher Volkslieder hervortat. In der Laudatio wurde besonders seine wissenschaftliche Aufarbeitung des deutschen Volksliedgutes aus dem Osten und Südosten Europas gewürdigt. Die Akademie für Lehrerfortbildung in Dillingen/Donau und das Haus des Deutschen Ostens in München wurden jeweils mit dem Förderpreis ausgezeichnet.

Der Georg-Dehio-Preis wird seit 1964 von der Künstlergilde Esslingen vergeben. Mit diesem Preis sollen besondere Leistungen auf dem Gebiet der Kultur- und Geistesgeschichte gewürdigt werden.

Hochschule und Museum unter einem Dach?

(EZ) Seit das Land Baden-Württemberg unter Ministerpräsident Erwin Teufel einen eisernen Sparkurs fährt, verschwanden zahlreiche hochtrabende Pläne von Lothar Späth in den Schubladen. Konsequenz unter anderem: Die Vollendung der Stuttgarter Kulturmeile ist in weite Ferne gerückt, nur der Neubau der Musikhochschule und das Projekt «Haus der Geschichte» werden noch ernsthaft diskutiert. Für das kulturhistorische Museum, das derzeit aufgebaut wird, kann es aber entgegen anderslautender Meldungen wohl doch kein eigenständiges Gebäude geben. Das Finanzministerium prüft nach wie vor «ernsthaft», das «Haus der Geschichte» unter ein Dach mit der Musikhochschule zu bringen.

Im provisorischen «Haus der Geschichte» in der Heilbronner Straße wird fieberhaft gearbeitet. Erstmals im April 1992 wollen die Historiker

im Rahmen des vom Land finanzierten Projekts mit einer Pilot-Ausstellung an die Öffentlichkeit treten. «Werden des Landes Baden-Württemberg» lautet der Arbeitstitel der Schau, die den Zeitraum zwischen 1945 und 1952 näher beleuchten soll und Geschichte als zwiespältigen Prozeß beschreiben will. «Wir sagen nicht: «So war's», betont Projekt-Mitarbeiter Quintus Schieble, «sondern: «So hat's der eine erlebt, so der andere.»» Die Anstrengungen dienen insbesondere auch dazu, für den umstrittenen Bau des «Hauses der Geschichte» zu werben. Der vorgesehene Standort im Akademiegarten direkt am Charlottenplatz hin zum Neuen Schloß mißfiel dem Gemeinderat der Stadt Stuttgart, der prompt sein Veto einlegte. Zwar ist Dr. Thomas Schnabel als kommissarischer Leiter des entstehenden Museums optimistisch, daß die Stadt das Vorhaben – sowohl inhaltlich wie städtebaulich – doch noch als Bereicherung ansehen wird. Doch Stuttgarts Bürgermeister Prof. Hansmartin Bruckmann läßt keinen Zweifel daran, daß es auf dem landeseigenen Gelände, auf dem die Stadt über die Planungshoheit verfügt, kein Haus der Geschichte geben wird, falls die Volksvertreter bei ihrer Entscheidung bleiben. Derzeit überarbeitet das Architekturbüro Behnisch & Partner seine Pläne, dann sollen die Stadträte noch einmal zur Abstimmung gebeten werden.

Insider geben dem «Haus der Geschichte» derzeit schlechte Chancen. Die Landesregierung, die das prestigeträchtige Museum unbedingt eingerichtet haben will, hat sich deshalb über alternative Standorte Gedanken gemacht. Demnach soll das «Haus der Geschichte» dort Platz finden, wo – zwischen Staatsgalerie und Haus der Abgeordneten – die längst gestrichene Theaterakademie begründet werden sollte.

Dabei war diese Idee eigentlich bereits vom Tisch, weil Ministerpräsident Teufel befürchtete, ihm werde unterstellt, Projekte wie die Theaterakademie sterben zu lassen, um eigene Vorlieben wie das «Haus der Geschichte» realisieren zu können. Und dennoch: Derzeit arbeitet der

Londoner Star-Architekt James Stirling seine Konzeption für dieses (ehemalige Schiedmayer-)Areal um.

Der Neubau der Musikhochschule – samt dem markanten, zylindrischen Konzertsaal – soll dabei nicht angetastet werden. Überlegt werden soll aber, inwieweit dort «museale Einrichtungen» untergebracht werden könnten, so die offizielle Sprachregelung im Finanzministerium – das «Haus der Geschichte» etwa und ein Ausstellungspavillon für die aus allen Nähten platzende Staatsgalerie.

Instandsetzungsplan für die Waldburg liegt vor

(STZ) Im Mai wurde mit den Arbeiten zur Restaurierung der historischen Waldburg begonnen. Damit geht, falls nicht noch unerwartete Hindernisse auftauchen, ein dornenreicher Weg allmählich zu Ende. In drei bis vier Jahren, schätzt der pensionierte Ulmer Museumsdirektor Erwin Treu, den das Landesmuseum mit der Ausarbeitung einer Museumskonzeption für den Stammsitz des bedeutenden oberschwäbischen Adelsgeschlechts beauftragt hat, werde die «neue» Waldburg wieder zugänglich sein. Vor etwa fünf Jahren schloß die auf einem 772 Meter hohen Moränenhügel östlich von Ravensburg gelegene Burg, die in dem Besitz des Fürsten zu Wolfegg ist, sang- und klanglos ihre Pforten. Die Besucher erfuhren von einem Schild am Beginn des steilen Aufstiegs, daß Renovierungsarbeiten im Gang seien.

Davon konnte jedoch keine Rede sein. Vielmehr gammelte das alte Gemäuer über Jahre hinweg vor sich hin. Bereits früher waren wertvolle Einrichtungsgegenstände ins Wolfegger Schloß geschafft worden, weil man sie dort sicherer wähnte. Kritiker machten diese «Ausdünnungstendenzen» für den anhaltenden Besucherschwund verantwortlich. Wo früher jährlich 60000 und mehr Schaulustige die gestrengen Ahnherren derer von Waldburg, ihre Waffen und Ritterrüstungen, die unbequemen, steifen Holzstühle und verstaubten Betten, die mittelalterlichen Folterwerkzeuge besichtigten hatten,

machte sich gähnende Leere breit. Nur noch wenige tausend Besucher schnauften die steilen Treppen hinauf, um schließlich auf der Dachterrasse die grandiose Aussicht zu genießen. Die Offenhaltung der Burg rentierte sich nicht mehr. Sie träumte nun lange im Dornröschenschlaf vor sich hin.

Dieser Zustand alarmierte etliche resolute Bürger. Sie befürchteten den allmählichen Zerfall einer bedeutenden Stätte der deutschen Geschichte und einer lokalen Attraktion und gründeten einen Verein zur Rettung der Burg, der zuletzt 150 Mitglieder zählte und 4000 Unterschriften beibrachte. Das Ziel war, das Bauwerk zu erhalten und es wieder zugänglich zu machen. Die Bestrebungen schienen allerdings zunächst auf Zurückhaltung zu stoßen. Der Wolfegger Fürst hatte sich bei dem Bau einer Klinik in Bad Waldsee finanziell engagiert und es daher mit der Waldburg nicht eilig, zumal da man sich über die Konzeption eines Museums und die Finanzierung nicht schlüssig war.

Sogar der Plan des Fördervereins, das Interesse an der Burg und das Geschichtsbewußtsein mit einer Ausstellung wachzuhalten, stieß ins Leere. Man wollte Nachbildungen der Reichsinsignien, die unter den Stauern in den Jahren 1220 bis 1248 auf der Waldburg verwahrt waren, zeigen. Aber sämtliche Instanzen, die sich zunächst zustimmend geäußert hatten – vom Landrat bis zur Sparkasse –, winkten plötzlich ab. «Wir stoßen mit unseren Vorstellungen überall ins Leere», klagte die Vereinsvorsitzende Doris Raufeisen.

Jetzt, nach einer längeren Denkpause, scheint die vielfach verschobene Restaurierung des Stammsitzes oberschwäbischer Fürstenhäuser doch noch in Gang zu kommen. Drei Millionen Mark sind dafür veranschlagt, und zwar zwei Millionen für die Instandsetzung der Burg durch den Wolfegger Burgherrn, eine Million für das Museum. Die Instandsetzung erfolgt im Einvernehmen mit der Denkmalbehörde, die Zuschüsse gibt. Treus Museumskonzept sieht eine Darstellung der Geschichte der Burg und des Hauses Waldburg vor.

Ihm schwebte eine Art «historischer Lehrpfad», eine Volksbildungsstätte, mit Texteinblendungen, Modellen, Bildern und Zeichnungen vor, sagte er. Das Museum wird von einer Betriebsgesellschaft geführt, an welcher der Fürst, der Landkreis und die Gemeinde mit jeweils 10000 Mark beteiligt sind. Man hofft, wieder an die Besucherzahlen der besten Jahre anzuknüpfen.

Für den Waldburger Bürgermeister Otto Herrmann gibt die jüngste Entwicklung Grund zur Zuversicht. Die Wiedererschließung der Burg für den Tourismus steigere den Bekanntheitsgrad der Gemeinde und gebe vor allem der örtlichen Gastronomie neuen Auftrieb, sagte er. Nach dem Abschluß der Bauarbeiten wolle die Gemeinde den Hauptzugang zu der Burg mit einem passenden wassergebundenen Belag befestigen und am Osthang einen weiteren Fußweg von den dortigen Parkplätzen her anlegen. Die Kosten werden auf knapp 200000 Mark geschätzt, wozu sich die Gemeinde Zuschüsse aus dem Strukturprogramm für den ländlichen Raum erhofft.

Alte Trafo-Station als Denkmal

(STZ) Von 1908 bis 1984 hatte die Trafostation in dem kleinen Hedelfinger Seitensträßchen Am Bergwald brav ihren Dienst getan, dann mußte sie, weil veraltet, ihren Dienst quittieren. Abgerissen haben die Technischen Werke der Stadt Stuttgart (TWS) das einst von den Neckarwerken errichtete 12,50 Meter hohe Haus jedoch nicht; sie haben es sogar jetzt zu einem «Technikdenkmal» herausgeputzt. 2040 Mark hatten die Neckarwerke 1908 bezahlen müssen; zusammen mit einer zweiten Station hat die Anlage jahrelang Hedelfingen mit Strom versorgt. Die TWS übernahmen die Station 1942. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Freilandstromversorgung Zug um Zug durch ein Kabelnetz ersetzt worden, und heute sorgen sieben moderne Netzstationen für die Hedelfinger Stromversorgung.

Elefantenkot schadet den Wiesen im Rosensteinpark

(lsw) Ein Ökologisierungsprogramm für den Stuttgarter Rosensteinpark hat der Deutsche Bund für Vogelschutz gefordert. In einem Schreiben an Finanzminister Gerhard Mayer-Vorfelder sprach sich Vogelschutz-Sprecher Burkhard Kroymann dafür aus, auf jede Art von Düngung in dem überregional bedeutsamen Park zu verzichten.

Dabei kritisierte Kroymann die Düngungspraxis des benachbarten Wilhelma-Zoos. Durch das ständige großflächige Ausbringen von scharfem Elefantenkot und anderem Tierdung, Kompost und sogar Kunstdünger würden nach seiner Ansicht den vielen Blumen auf den Glatthaferwiesen die Lebensbedingungen entzogen. Der Naturschutzverband schlug vor, einen Sachverständigen-Beirat für die Erhaltung und Pflege der für die Landeshauptstadt wichtigen «grünen Lungen» zu bilden.

Teuerste Kläranlage des Landes für Göppingen

(lsw) Göppingen wird die teuerste Kläranlage im Lande erhalten. Dies erklärten am 28. Juni Sprecher im Gemeinderat. Für die aus der Vorkriegszeit stammende Anlage sind bisher schon in Ausbau und Modernisierung 40 bis 50 Millionen Mark investiert worden. Jetzt sieht eine neue Ausbauplanung mit dem Ziel, auch Phosphat und Stickstoffe unschädlich zu machen sowie eine Klärschlamm-trocknung anzugliedern, einen Aufwand von 91,4 Millionen Mark vor. Das würde eine Erhöhung des Abwasserpreises um eine Mark pro Kubikmeter erforderlich machen. Sprecher im Gemeinderat erklärten, zwar werde man dann auf dem neuesten Stand der Technik sein, aber man müsse damit rechnen, daß die Chemiker immer neue Schadstoffe ausfindig machen und die Industrie dann Verfahren gegen sie entwickle, so daß die Kläranlage ein Jahrhundertbauwerk bleiben werde.

Thermische Entsorgung zerstört FCKW problemlos

(lsw) Bei der thermischen Entsorgung von im großen Maßstab bei der Beseitigung ausgedienter Kühlgeräte anfallenden Polyurethan-Isolierschäumen werden die darin enthaltenen klimaschädlichen Fluor-Chlor-Kohlenwasserstoffe (FCKW) rückstandsfrei zerstört. Dies ist das Ergebnis einer Untersuchung des Laboratoriums für Isotopentechnik des Kernforschungszentrums Karlsruhe (KfK) in der Versuchs-Müllverbrennungsanlage TAMARA. Nach Mitteilung vom 16. April soll das Ergebnis dieser mit Unterstützung des Zentralverbandes der Elektrotechnik- und Elektronikindustrie erfolgten wissenschaftlichen Untersuchung demnächst in einem großtechnischen Versuch an einer Hausmüllverbrennungsanlage überprüft werden.

Laut KfK enthält ein Gerät älterer Bauart etwa 150 Gramm FCKW im Kühlkreislauf und rund 500 Gramm im Isolierschaum. Während der in den Kreisläufen enthaltene FCKW kontrolliert entleerbar und speicherbar sei, könne der mehr als dreimal so große Anteil im Isoliermaterial bei Ablagerung auf einer Deponie ausgasen und damit wesentlich zum Abbau der Ozonschicht beitragen, teilte das KfK-Laboratorium mit.

Seetüchtiger Einbaum im Buchauer Museum

(STZ) Ein sechs Meter langer Einbaum mit Prominenz an Bord ist beim Federsee-Museum in Bad Buchau zu Wasser gelassen worden. Damit wurde der Beginn einer umfassenden Neugestaltung des Museums markiert. Mit dem Boot – so erklärte Konservator Erwin Keefer vom Württembergischen Landesmuseum – soll der Weg zur Rekonstruktion vorgeschichtlicher Gegenstände beschritten werden, mit dem Ziel, die Zeit der Pfahlbauten und Moorsiedlungen in Oberschwaben erlebbar und begehbar zu machen. An Einbäumen ist das Federseegebiet, mit einer Ausdehnung von 50 Quadratkilometern in prähistorischer Zeit ein «Ballungs-

raum», so reich wie kein anderer Landstrich in Europa. 50 Einbäume sind nachgewiesen, 30 davon ausgegraben. Das neue Boot ist die Nachbildung eines bronzezeitlichen Bootes. Einbäume sind jedoch schon aus der Jung-Steinzeit bekannt, gelten als die ältesten Wasserfahrzeuge Europas und wurden über Jahrtausende hinweg benutzt. Sie wurden bis in unser Jahrhundert hinein, bevorzugt aus Eichenholz, in Längen von vier bis elf Metern gebaut. Für die vorgeschichtlichen Federseeanwohner waren sie das wichtigste Verkehrs- und Transportmittel.

«Kranich und Trappe wichtiger als der Luchs»

(lsw) Der Landesjagdverband Baden-Württemberg hält die Sicherung noch einmaliger Biotope mit seltensten Tierarten wie Großtrappe und Kranich in Ostdeutschland «für wichtiger als ein bis jetzt zumindest zweifelhaftes Luchs-Experiment im Schwarzwald». Der Landesjagdverband hatte die Wiedereinbürgerung des Luchses im Schwarzwald abgelehnt, wie sie die Luchs-Initiative gefordert hatte. Der Schwarzwald sei wegen seiner verkehrsmäßigen Infrastruktur kein artgerechter Lebensraum für Luchse. Dies beweise, daß ein offensichtlich aus der Schweiz oder Frankreich zugewanderter Luchs auf der Autobahn südlich von Freiburg überfahren wurde. Es gebe Hinweise für eine weitere Zuwanderung. Der Landesjagdverband, so stellte Landesjägermeister Alfred Hubertus Neuhaus fest, habe «für natürliche Zuwanderer die Patenschaft übernommen». – Mit dem Nein von Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser zur Wiedereinbürgerung des Luchses im Schwarzwald wollen sich die Grünen im Landtag nicht zufriedengeben. Mit einer parlamentarischen Initiative hat der Grünen-Abgeordnete Winfried Kretschmann die Landesregierung aufgefordert, ihre Entscheidung zu revidieren und ein Programm zur Wiedereinbürgerung des Luchses auszuarbeiten.

Naßgelagertes Holz wenig gefragt

(lsw) Allein in einem Naßlager bei Göppingen warten noch 15000 Festmeter Sturmholz vom vergangenen Frühjahr auf Käufer. Diese jedoch bevorzugen das reichlich anfallende Frischholz. Immer wieder müssen nämlich vom Borkenkäfer befallene Stämme gefällt werden – ungeachtet dessen, daß gar kein Bedarf an neu einzuschlagendem Holz besteht. Dies erklärte Klaus Fischer, der Leiter des Göppinger Staatlichen Forstamtes. Nach seinen Angaben ist der Holzpreis von sonst 200 Mark pro Festmeter auf 60 Mark in den Keller gerutscht. Im Kreis Göppingen waren im Frühjahr 1990 rund 100000 Bäume den Orkanen zum Opfer gefallen.

Kocher-Sanierung «vor dem Abschluß»

(lsw) Das Gewässer-Sanierungsprogramm für das Ostalbflüßchen Kocher steht nach Angaben des Stuttgarter Regierungspräsidiums kurz vor dem Abschluß.

Nach der Papierfabrik Palm und der Firma Lindenfarb ist jetzt mit der Firma PWA-Dekor in Aalen der dritte den Kocher besonders belastende Betrieb mit der neuesten Abwasserreinigungstechnik ausgestattet, erklärte Regierungspräsident Udo Andriof nach Mitteilung seiner Behörde. Bis 1992 sollen auch der Ausbau der Aalener Hauptkläranlage «Im Hasenest» und der Bau von 60 Regenüberlaufbecken zum Schutz des Kocher abgeschlossen sein.

Bei der von PWA-Dekor in Betrieb genommenen Biofilteranlage handelt es sich laut Regierungspräsidium um ein mit Bundesmitteln gefördertes Pilotprojekt. Die Anlage soll die bisher an den Kocher abgegebenen feinen weißen Farbpigmente aus dem Abwasser zurückhalten und dessen biologische und chemische Restbelastung weit unter die gültigen Grenzwerte absenken. Papierfabriken aus der ganzen Bundesrepublik hätten bereits ihr Interesse an dieser Reinigungstechnik bekundet.